



ELISABETH SOMMER-LEFKOVITS

IHR SEID AUCH HIER IN DIESER HÖLLE?

ERINNERUNGEN AN
DIE UNHEILVOLLEN ZEITEN
1944–1945

ZEITZEUGNISSE
CHRONOS

Am 11. September 1944 betreten zwei Gestapomänner die Pfeiler-Apotheke in der ostslowakischen Stadt Presov. «Heil Hitler! Wir suchen die Jüdin Elisabeth Lefkovits!» Doch die Lefkovits, die hier als Apothekerin arbeitet, ist nicht da. Nach der Warnung einer Kundin hat sie das Geschäft in letzter Minute verlassen. Es beginnt das Martyrium einer Verfolgten: Verstecken, Bangen um das Leben der Familie, Verlust der Bindungen, Aufgabe aller Habe, Panik und Hoffnung, Festnahme, Deportation, Todesnachrichten, Konzentrationslager, Hunger, Qualen und überall der Tod.

Die niedergeschriebenen Erlebnisse dieser Frau sind weniger eine abschliessende Bewältigung als vielmehr ganz persönliche Erinnerungen. Im Vordergrund stand die eigene Existenz, die ihres Kindes zuerst, also prägt dies auch ihren Bericht. In ihm taucht auch eine grosse Dankbarkeit an die Freunde und Bekannten auf, die zu helfen und zu retten versucht hatten. Die Trauer ist stärker als die Anklage.

So berührt dieses Erinnerungsbuch durch die Art der persönlichen Betroffenheit.

Ewald Billerbeck, Basler Zeitung



Elisabeth Sommer-Lefkovits, geboren am 25. Januar 1904 in Dunaföldvár (Österreich-Ungarn), Pharmaziestudium an der Karls-Universität Prag, Apothekerin in Presov bis zur Deportation 1944. Nach der Rückkehr aus den Konzentrationslagern Ravensbrück und Bergen-Belsen als Sprachlehrerin tätig. Sie emigriert nach dem Prager Frühling 1968 nach Frankfurt am Main, später zieht sie nach Freiburg im Breisgau. Sie lebt seit dem Tod des zweiten Ehemannes 1984 in Bettingen bei Basel.

*Veröffentlicht mit Unterstützung der
Irene Bollag-Herzheimer Stiftung*

Umschlag: Fritz Ritzmann
© 1994 Chronos Verlag Zürich
ISBN 3-905311-32-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Inhalt

Ewald Billerbeck: Gegen die Faszination des Schreckens	7
Anstatt eines Prologs	9
September 1944	13
Katica und das Waisenhaus.....	15
Neue Lösung für beide Kinder.....	19
Eine Wohltäterin aus reiner Menschlichkeit.....	21
Ivan in Budapest	23
Von einem Waisenhaus ins andere	25
Oktober 1944	27
Madame Elise	29
November 1944	32
Deportation aus Presov	33
Unterwegs ins Verderben.....	35
Ravensbrück	38
Der Tod meiner Mutter	42
Wir haben es nicht geglaubt.....	44
Aussenkommando.....	47
Dezember 1944	48
Januar 1945	50
Februar 1945	51
Die letzten Tage in Ravensbrück	53

März 1945	54
Ankunft in Bergen-Belsen	56
Ohne Hoffnung in Belsen	58
April 1945	61
Die weisse Fahne	64
Die Befreiung	66
Trauer und Zorn	68
Dem Inferno entrissen.....	69
So wurden wir sauber.....	70
Lazarett in Bergen.....	71
Mai 1945	73
Juni 1945	76
Anstatt eines Epilogs.....	77
Die Genauigkeit des Buches	80
Dankeswort	82
Namensverzeichnis	84
Ivan Lefkovits: Zu den Bildern.....	87
Bildteil	89

Gegen die Faszination des Schreckens

Ein Holocaustbericht mehr; das hatten wir doch schon, am Fernsehen, in Augenzeugenberichten, in Prozessakten. Gibt das Thema noch etwas her? Als ich mich mit den Aufzeichnungen von Elisabeth Sommer-Lefkovits befasste, stellte sich diese Frage sofort; sie musste sich, wenn auch kalt und zynisch, für den Journalisten stellen. Sogar noch zynischer: Ist die Faszination, die schier unerträgliche Darstellungen des grossen Grauens auslösen, im Falle der Judenverfolgungen nicht längst abgegriffen? Und ich erinnerte mich, dass schon in der Kindheit nach dem Krieg Fotos von Massengräbern der Juden nebst den Billionen-Mark-Scheinen beliebte Tauschobjekte waren. Wir Kinder hatten, als die Eltern schwiegen oder sich freisprachen, das Unfassbare wie etwas Verbotenes gehütet.

Als ich mich mit den Aufzeichnungen von Frau Sommer befasste, wurde mir, zufälligerweise zur gleichen Zeit, Post eines Herrn Jürgen Graf an die «Basler Zeitung» übergeben. Graf betreibt in Basel den Gideon Burg Verlag. Die Post enthielt das sogenannte Rudolf-Gutachten, das sogenannte Leuchter-Gutachten und eine unveröffentlichte Studie über «Die technisch notwendigen Voraussetzungen für den Fall Treblinka» von einem Ingenieur namens Arnulf Neumaier aus Riederau in Deutschland. Beigelegt war der Sendung ein Brief von Jürgen Graf mit der unverhohlenen Aufforderung, dass die Holocaustgeschichte in der Presse endlich richtigzustellen wäre – um der wissenschaftlich belegten Wahrheit willen. Die «Wahrheit»: der Holocaust ist eine Phrase, es hat ihn nie gegeben.

Man merkt die Absicht, und man ist mehr als verstimmt. So soll rechtsrevisionistisches Gedankengut unter dem Mantel neutraler Wissenschaftlichkeit unter die Leute gebracht werden. Ziel ist Publizität in jedem, auch im kritischen Fall. Und weil man diese Absicht durchschaut, erscheint auch nichts darüber in der Zeitung. Ebensovienig mag ich mich hier darüber auslassen; nur dies: Zwischen den Zeilen ist in diesen

«Gutachten» eben auch jene Faszination des Grauens zu lesen; die wissenschaftliche Diktion kaschiert das nur, genau so, wie dies die schreckliche bürokratische Sprache der Nazi-Unmenschen tat.

Ein Zufall, dass gerade in dieser Zeit solche Post eintraf? Nein, mit dem Wiedererwachen des Nazismus auf der Strasse geht auf intellektueller Ebene eine gefährliche Geschichtsklitterung einher. In der Faktenflut von heute kann leicht manipuliert werden, und je nach Empfänglichkeit bleibt immer etwas haften, steckt immer ein Stachel. Dagegen braucht es die persönliche Erinnerung. Sie ist um so lebendiger, je schrecklicher das Erlebte war. Sie ist um so unbestechlicher, je weniger sie pauschal anklagt. Elisabeth Sommers Bericht überzeugt, weil sie zu ihrer Leidensgeschichte Distanz gewonnen und zu den Menschen von damals innere Nähe bewahrt hat. Das ist das Mittel gegen die Faszination des Grauens – und deshalb dieses Buch.

Ewald Billerbeck

Anstatt eines Prologs

Meine «Erinnerungen an die unheilvollen Zeiten 1944-1945» gab es für eine Weile in fünfzig Exemplaren. Ich kann noch jetzt aufzählen, wem ich das Buch gegeben habe. Ich war äusserst überrascht, dass das Buch auch ausserhalb meines Freundeskreises gelesen wurde und Beachtung gefunden hat. Diese «zweite Welle» reagierte mit Briefen und Telefonanrufen. Es waren Reaktionen von Menschen, denen es ein Bedürfnis war zu sagen, was sie selbst während des Krieges erlebt hatten, was sie über mein Schicksal meinten, und es waren auch Menschen dabei, die einfach wissen wollten, wie es uns weiter ergangen ist.

Im Sommer 1993 hat mich Herr Ewald Billerbeck, ein ständiger Mitarbeiter der «Basler Zeitung», mehrmals besucht, und am 12. Oktober ist eine Buchbesprechung von Herrn Billerbeck in der BaZ erschienen.

Die Reaktionen der BaZ-Leserinnen und Leser haben meine Zweifel, ob es einen Sinn hat, die Grässlichkeiten niederzuschreiben, die ich mit meinen damals sieben- und vierzehnjährigen Kindern erlebt habe, endgültig zerstreut. Ich habe erkannt, dass es richtig ist, diese Zeilen zu hinterlassen. Es gibt sechs Millionen Menschen, die keine Aussage machen konnten, um so mehr müssen es die Überlebenden tun. Es gibt Menschen, politische Gruppierungen, die den Holocaust leugnen. Jeder der Überlebenden, der schweigt, lässt zu, dass die Leugner gehört werden.

Das, was ich hier beschreibe, ist eine Offenlegung der Ereignisse, die für mich bis jetzt kein Gesprächsthema waren. Die Wunden blieben nach dem Kriege unverheilt, und wir wollten die Narbenbildung nicht beeinträchtigen. Mein Sohn spricht nicht über die Ereignisse, obwohl er sich an vieles erinnert, so wie ich selbst; und die nächste Generation, das heisst mein Enkel, weiss kaum etwas. Wolf Biermann sagte einmal: «Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss nicht, wohin er geht.» Also ich erzähle diese Geschichten auch für meinen Enkel, für meine Freunde und für alle, die etwas über den Holocaust von gestern wissen wollen,

und für alle, die den Holocaust von morgen stoppen wollen. Ich möchte betonen, dass ich nicht den Holocaust beschreibe, nur einen winzigen Teil davon. Den Holocaust kann man nicht darstellen – nach meiner Erfahrung und meinem Verständnis ist der Holocaust ein singuläres Ereignis, so dass man schwer Parallelen zu anderen Menschentragödien ziehen kann.

Aber mein Schicksal, das Schicksal meiner Familie, das waren (sind) Ereignisse, die sich Tag für Tag wiederholen – in Somalia, Bosnien –, und wir sehen (auf dem Bildschirm) dem Unheil tatenlos und hilflos zu.



Abb. 1 Anna Strausz-Horowitz, 1872-1945.

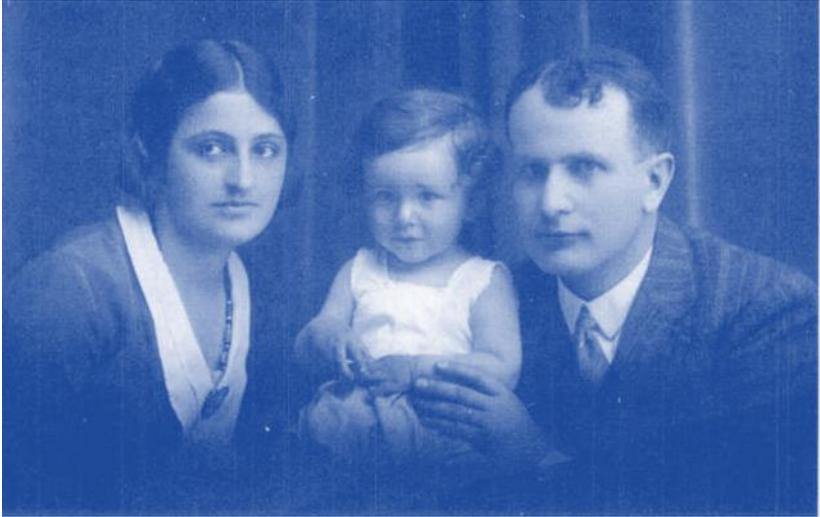


Abb. 2: Dr. Sigmund Strausz, 1867-1934.

Meine Eltern und ich.



Abb. 3: Magister Pharmacie Elisabeth Lejkovits (1926).



*Abb. 4: Ich, Paul und mein Mann Dr. Desider Lejkovits (um 1933)
Paul wurde im KZ Ravensbrück von mir getrennt – ich sah ihn nie wieder.*



Abb. 5: Meine Nichte Katica Fésüs (7), von der SS in der Nähe von Kremnica erschossen.

September 1944

Es ist ein schöner warmer Sommertag.

Ich versuche mich darauf vorzubereiten, den vor mir stehenden schweren Pflichten gewachsen zu sein. Ich bin eine «wirtschaftlich wichtige» jüdische diplomierte Apothekerin, angestellt in der Pfeiler-Apotheke in Presov. Ausser mir arbeiten hier noch zwei diplomierte Kollegen und zwei technische Hilfskräfte. Wir haben sehr viel zu tun, denn ausser der zahlreichen städtischen Kundschaft haben wir noch eine wichtige und nervenaufreibende Aufgabe zu verrichten.

Noch vor dem slowakischen Nationalaufstand gegen das Naziregime im August 1944 begannen die Partisanen Medikamente, Verbände und Desinfektionsmittel in grösseren Mengen anzuschaffen. Das musste aber sehr vorsichtig und höchst geheim geschehen, damit weder die Partisanen noch wir Apotheker uns der Gefahr aussetzten. Auf die kleinste Beihilfe für die Partisanen stand damals die Todesstrafe.

Die Bestellungen wurden unbemerkt von einem unbekanntem Anhänger des Aufstandes in einem Briefumschlag in der Apotheke deponiert, hauptsächlich dann, wenn mehrere Kunden anwesend waren und schwer zu merken war, wer diesen dort hingelegt hatte. Die vorbereitete Bestellung wurde wieder unauffällig abgeholt. Wir, die Angestellten selbst, konnten kaum verfolgen, wann und von wem die Bestellung abgeholt wurde. Im Falle einer Verhaftung und eventueller Folterung konnte keiner von uns gegen den anderen aussagen.

So ging das bis zum 11. September 1944.

Einige Wochen später konnte ich auf dem mit Stroh ausgeschütteten Zementfussboden des Gestapogefängnisses Tag und Nacht darüber nachdenken, ob die Gestapo über unsere so sorgfältig und vorsichtig durchgeführte, allerdings sehr gefährliche Hilfstätigkeit für die Partisanen Bescheid wusste.

An einem sonnigen Vormittag, als die Apotheke stark besucht war, kam Frau Dr. Kissoczy, die Ehegattin des bekannten, hochangesehenen Pre-

sover Arztes, in die Apotheke. Sie kam geradewegs zu meiner Theke und verlangte mit ruhiger, leiser Stimme Aspirin. Es war ungewohnt, dass die Angehörige eines Arztes, in dessen Praxis hunderterlei verschiedene Medikamente aufgestapelt zu finden waren, in eine Apotheke kam, um Aspirin zu kaufen.

Als ich ihr das kleine Säckchen mit dem gewünschten Aspirin überreichte, flüsterte sie mir mit gesenktem Haupt, als ob sie zu ihrem Geldtäschchen sprechen würde, zu: «Verschwinden Sie sofort, die Gestapo ist jetzt hinter allen noch hiergebliebenen jüdischen Ärzten und Apothekern her», und verliess ganz leise die Apotheke.

Mit einer ruhigen Bewegung stellte ich meine Füllfeder (damals gab es noch keinen Kugelschreiber) in den gewohnten Halter, ging nach hinten, um meinen weissen Arbeitskittel abzulegen, und war im Begriffe, den Arbeitsplatz durch den Haupteingang zu verlassen.

In diesem Moment begaben sich zwei Gestapomänner in Begleitung eines Hlinka-Gardisten in die Apotheke. Mit einer energischen, lauten Stimme rief der eine: «Heil Hitler! Wir suchen die Jüdin Elisabeth Lefkovits.»

Die Kollegen verrieten nicht, dass die Jüdin, die sie suchten, soeben die Apotheke mit der Lüge «Herr Kollege, ich komme sofort wieder ...» verlassen hatte.

Ich hatte noch soviel Geistesgegenwart bewahrt, dass ich den Tierarzt, Dr. Benedek, den ich soeben auf der Strasse traf, auf die drohende Gefahr aufmerksam machen konnte. Durch meine Warnung konnte sich die Familie Benedek retten.

Für mich begann nun ein siebenwöchiges, angstvolles Versteck-Leben mit meinen Kindern.

Katica und das Waisenhaus

Die «Endsäuberung» der Gestapo nach dem slowakischen Nationalaufstand traf uns unerwartet. Wir hatten die scheinbare Ruhe nach der abgelaufenen Hauptdeportation 1942 falsch eingeschätzt und unsere verhältnismässig günstige Lage als «wirtschaftlich wichtige Juden» überbewertet. Die Russen waren so siegreich vorgestossen, dass wir an eine Wiederholung der Deportation zu der Zeit nicht gedacht und für das Leben in der Illegalität keine Vorbereitungen getroffen hatten.

Als ich meinen Arbeitsplatz am 11. September 1944 auf die freundliche Warnung der Frau Dr. Kissoczy hin in Eile verliess, hatte ich keine Ahnung, wohin ich jetzt gehen sollte. Nur das wusste ich, dass ich in die Wohnung, in der ich mich provisorisch aufhielt, nicht zurückkehren konnte, da mich dort die Gestapo finden würde.

Nach meinem äusseren, scheinbar ruhigen Verhalten konnte niemand vermuten, dass ich mich wie ein gejagtes Wild fühlte. Ich wusste nicht in welche Richtung? – Wohin? – Zu wem, der mir Hilfe gewähren könnte?

Ich erreichte ein Haus an der Ecke der Hauptstrasse (damals Hlinkova-Strasse), und plötzlich, als wären alle meine Schritte von einer überirdischen Kraft gelenkt gewesen, bemerkte ich, dass ich vor einem Haus stand, in dessen rückwärtigen Teil (mit einem Gang vor den Fenstern) eine von uns sehr geschätzte, freundliche, alleinstehende «arische» Schneiderin, Svaton Katica, wohnte. Sie war in jeder Familie, in der sie als Hausschneiderin arbeitete, sehr beliebt. Nach ganz kurzem Nachdenken versuchte ich mein Glück. – Sie war zu Hause!

Die Schilderung meiner Lage regte sie sichtbar auf. Wir waren beide ratlos und verzweifelt. Es fiel uns niemand ein, bei dem ich wenigstens für den Übergang Obdach finden könnte. «Arische» Familien, die Kinder oder unverlässliche Nachbarn in der Umgebung hatten, konnten nicht als «Schutzbietende» in Betracht gezogen werden.

Inzwischen wurde es dunkel, und kurz darauf ertönte Fliegeralarm. Frau Svaton gab mir zu essen, und wir sprachen über Möglichkeiten eines Unterschlupfes.

«Ihre Kinder sind momentan in Sicherheit, und was Sie betrifft, bis sich eine Lösung findet», sagte Frau Svaton, «bleiben Sie bei mir. Ich werde Sie in mein Bett betten, die Rolladen bleiben oben, damit die Nachbarn nicht Verdacht schöpfen, dass sich hier jemand aufhält. Ich bereite Ihnen am Fussende des Bettes etwas zum Essen vor, und rühren Sie sich den ganzen Tag nicht vom Bett.» Mit einem «Gute Nacht» beendete sie ihre Anweisungen, und wir gingen schlafen.

Schlafen... Ich konnte nicht einschlafen, obwohl ich erschöpft war. Ich kann doch nicht hier im Bett bleiben, abgeschnitten von meinen Kindern, ausgegrenzt von all den Ereignissen, die zum Durchhalten mir so wichtig waren. Dann bin ich doch eingeschlafen.

Am Morgen wachte ich auf, machte mich und auch das altmodische Federbett zurecht und schlüpfte wieder ins Bett – die Tarnung des leeren Schlafzimmers war vollständig. Mit offenen Augen lag ich im Zwielicht, der Gang vor dem Fenster nur drei oder vier Schritte vor mir.

Meine Gedanken kreisten ständig um meine beiden Kinder Paul und Ivan. In Abständen wurde die Stille und Ruhe im Haus unterbrochen, Schritte am Gang näherten sich und erloschen wieder. Meine Gedanken konzentrierten sich ständig um meine Familie. Vielleicht, so gut wie ich aufgehoben bin, sind es auch meine Liebsten. Mein Mann liegt im Spital im fernen Budapest, aber Spitäler bieten – stellte ich mir vor – eine gewisse Sicherheit; von dort deportiert man nicht. Spitäler mit dem weisen Kreuz auf dem Dach bleiben sogar von Bombardierungen verschont.

Die beiden Kinder Paul und Ivan sind hier in Presov im Waisenhaus, einige hundert Schritte von mir entfernt. Dort ist es wahrscheinlich ziemlich trostlos, aber überleben werden sie doch.

Vielleicht hört die Verfolgung auf; nein, so ohne Weiteres hört sie nicht auf, wenn sie jetzt wieder entfesselt worden ist, aber die Deutschen haben den Krieg so gut wie verloren. Es war mir klar, dass unsere Welt,

in welcher wir aufgewachsen und glücklich waren, zerstört war, aber falls wir verschont bleiben, können wir nochmals anfangen.

Meine Mutter in Budapest ist auch ausser Gefahr, meine älteste Schwester Eva samt Familie in der Schweiz, Magda, die zweitälteste und kämpferischste von uns Geschwistern, fand mit ihrer Tochter Susi ein Obdach auf dem Lande. Meine jüngste Schwester Ilka und ihr Mann Miki waren auch am Leben, und zwar in einem Lager in Sereď. Das Schicksal der Geschwister meines Mannes konnte ich am wenigsten nachvollziehen, sie waren nach Polen deportiert worden; aber vielleicht werden sie durchhalten können, zwang ich mich zu beruhigen.

Ich schlief mehrmals ein. Frau Svaton kam mit der Nachricht nach Hause, dass die Gestapo mich wiederholt in der Apotheke gesucht habe. Der nächste Tag verfloss ähnlich, in fast meditativer Ruhe, und ich rekapitulierte wieder mit Zuversicht die ganze Situation.

Am vierten Tag änderte sich mein Gefühl der Geborgenheit schlagartig. Durch das halbgeöffnete Fenster hörte ich das Gespräch zweier Nachbarinnen. Die eine sagte aufgeregt: «Die Gestapo sucht die Apothekerin Lefkovits und ihre Kinder.»

«Ja, ich hab' auch davon gehört», erwiderte gleichgültig die andere. «Die Buben sind doch im Waisenhaus, in der Jarkova-Strasse. Früher oder später wird man sie finden.» Das traf mich ins Herz.

Am achten Tage meines schwer ertragenen Verstecks war wieder Fliegeralarm. Alle Mieter des Hauses liefen verängstigt und in schrecklicher Panik in den Luftschutzkeller. Die einzige – obwohl nicht weniger verängstigt –, die oben blieb, war ich. Ich stellte mich in die arkadenähnliche Wölbung der Tür, in der Überzeugung, dass der Bogen in den alten, dicken Mauern einer Bombe standhalten würde. Der vordere Teil des Hauses war bis auf den Grund eingestürzt, Tote gab es auch. Ausser Angst und Schock passierte mir nichts.

Presov erlitt damals riesige Bombenschäden. Ganze Häuserreihen lagen in Trümmern. Bei der Entwarnung erfuhr ich durch das Radio, dass das Waisenhaus auch getroffen wurde.

Da hielt mich weder das Ausgangsverbot noch die Verdunkelung zurück. Vermummt in einem schwarzen Kopftuch und in einem dunklen

Mantel von Katica lief ich wie wahnsinnig zum Waisenhaus. Ich fand meine Kinder, Gott sei Dank, heil und gesund.

«Das ganze Waisenhaus, mit allen Insassen, wird aufs Land evakuiert», berichtete die Vorsteherin, und sie bot mir an, den kleinen Ivan mitzunehmen, aber für den vierzehnjährigen Paul müsste anderswo ein Versteck gefunden werden. Der Gedanke, die zwei Buben voneinander zu trennen, schien mir unerträglich. Damals konnte ich mir die fürchterliche, herzerbrechende Situation, in welcher wir uns dann doch trennen mussten, nicht vorstellen.

Neue Lösung für beide Kinder

Als ich das Waisenhaus verliess, schien mir die Lage für uns unlösbar zu werden.

Ich ging in die Wohnung von Katica zurück, aber eine grosse Ernüchterung überkam mich. Es wurde mir klar, dass ich nicht mehr bei Katica bleiben konnte. Ich darf ihre Opferbereitschaft nicht weiterhin in Anspruch nehmen, weil ich für sie von nun an eine noch grössere Gefahr bedeute. Vielleicht hat jemand im Haus beobachtet, wie ich Katicas Wohnung verliess; oder wer weiss, ob man mich jetzt nicht in die Wohnung zurückkehren sieht..., grübelte ich unterwegs.

Mit tiefer Sorge betrat ich Katicas Wohnung. «Die Kinder sind in Ordnung ...», war mein erster Satz zu ihr, als ich sah, wie mitfühlend sie meine Rückkehr erwartete. Gleichzeitig berichtete ich ihr, was mir die Vorsteherin des Waisenhauses mit der Evakuierung des Heimes vorgeschlagen hatte. Sie teilte meine Entscheidung, die Buben nicht voneinander zu trennen. Sie fand es richtig und verständlich.

Wie schon vor acht Tagen verbrachten wir die halbe Nacht mit Nachdenken und Planen. Wir überlegten, wo wir die Kinder unterbringen sollten und wohin ich gehen könnte. Uns schien das Ende des Krieges noch näher gerückt zu sein. Kanonendonner und Einschüsse von Granaten waren stärker geworden und ganz klar hörbar. Vielleicht schon morgen, wenn wir erwachen, werden bereits die befreienden russischen Truppen hier sein..., dachten wir. Wir müssen unsere Nerven behalten.

Mit Katica kamen wir zum Entschluss, dass sie am Morgen Josef Stracensky, den Paten von Ivan, verständigen und ihn um Rat bitten soll.

Mit der sofortigen Antwort von Ivans Paten kam sie vor Freude strahlend zurück. «Er nimmt beide Buben zusammen mit seiner Familie aufs Land mit.» Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Da ist jetzt eine grosse Lücke in meinem Gedächtnis. Ich kann mich nicht erinnern und Ivan auch nicht, wie sie das Dörfchen Lipovec «Szin-

ye-Lipoc» erreichten. War das mit einem Pferdewagen? – Oder per Bus? – War das bei Tag oder bei Nacht? Wer holte sie vom Waisenhaus ab? Nur das weiss ich, dass beide Kinder Lipovec gesund erreichten. Ein neues Versteck für mich fand meine liebe, gute Freundin Ilonka Friedmann-Mayer, die ich in meinen Erinnerungen noch öfters erwähnen werde. Ich ging in die ebenerdige, primitive, alte Wohnung von Mme Elise, Hlinkova-Strasse 111. In der Anderthalb-Zimmer-Wohnung hielten sich schon damals vier Personen auf. Ich war die fünfte.

Eine Wohltäterin aus reiner Menschlichkeit

Auch in den schwersten und gefährlichsten Zeiten gab es Menschen, die ihre Existenz und sogar ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um ein Menschenleben zu retten. So ein Fall ergab sich irgendwann im März 1944, als wir unseren jüngeren Sohn Ivan (damals sieben Jahre alt) illegal nach Ungarn retten wollten.

Die jüdische Bevölkerung von Ungarn lebte noch in verhältnismässiger Ruhe. Die Nürnberger Gesetze galten dort noch nicht, jeder ging, wenn auch nicht ganz unbekümmert, seiner Arbeit nach.

Einer befreundeten jungen Dame, Frau Olga R., gelang es mit grossen Schwierigkeiten, für einen vierzehnjährigen Jungen und für ein siebenjähriges Mädchen einen Reisepass zu beschaffen. Das hat alles unsere ausserordentlich hilfsbereite Freundin, Frau Dr. Friedmann-Mayer, Kinderärztin, organisiert. Viele jüdische Kinder verdanken ihr das Leben.

Wie ich schon erwähnt habe, war ein Reisepass für ein siebenjähriges Mädchen, der andere für einen vierzehnjährigen Jungen ausgestellt. Unser kleiner Ivan war aber ein siebenjähriger Bub, und der vierzehnjährige Passagier, Vera Markus, war ein als Junge verkleidetes Mädchen.

Die Vorbereitungen, die Verkleidungen, die Beibringung der ausserordentlichen Situation für die Kinder waren nervenaufreibend. Endlich kam der Tag der Abfahrt. Wir konnten die Abreisenden nicht zum Bahnhof begleiten, da sie dem Pass entsprechend fremde Kinder für uns waren. Alle Details nach der Abfahrt von Presov haben wir viel später aus Frau Olgas Erzählung erfahren.

Also sie stiegen ein, der Zug setzte sich planmässig in Bewegung, und es schien alles in bester Ordnung abzulaufen. An der slowakisch-ungarischen Grenze kamen zwei Grenzpolizisten. Alle Dokumente, Pässe, Koffer wurden vorschriftsmässig kontrolliert und als in Ordnung befunden. Mit einem Gruss «Schöne Fahrt» verliessen sie das Abteil. Jetzt stand ihnen noch eine unendlich spannende Wartezeit von zwei bis drei Stunden bevor. Endlich erschienen die ungarischen Gendarmen zur Grenz- und Passkontrolle.

Frau Olga und die junge Vera zitterten vor Aufregung, als die zwei Gendarmen ihr Abteil betraten. Beide Männer schienen aber sehr freundlich zu sein, so dass sich die gespannte Atmosphäre lockerte. «Wie alt bist Du, mein Mäderl?» war die erste Frage an den kleinen Ivan.

«Sieben» – antwortete das Kind tapfer auf ungarisch.

Indem der Beamte den Reisepass weiter sorgfältig prüfte und von rechts nach links durchblätterte, stellte er die zweite Frage: «Und wie heisst Du?»

«Onkel bitte», antwortete das Kind ein wenig verwirrt, «das ist so, bis zur Grenze heisse ich Jolan Varhal, und nach der Grenze ist mein richtiger Name Ivan Lefkovits.» Die Verblüffung des Gendarms war unbeschreiblich.

Er schickte seinen Kollegen ins nächste Abteil, die Zoll- und Passkontrolle fortzusetzen, wahrscheinlich in der Absicht, einen Ohrenzeugen für das weitere Gespräch fernzuhalten.

Er bückte sich näher zum Kind und mit ganz leiser, ernster Stimme sagte er zu ihm: «Weisst Du, mein armes Kind, was mit Euch allen geschehen würde, wäre ich ein böser Mensch? Ihr würdet alle drei geradewegs ins KZ kommen. Das, was Du mir jetzt gesagt hast, wiederhole vor niemandem, niemals und nirgends. Ich habe nichts gehört.»

Damit verliess er das Abteil.

Frau Olga, die vor Aufregung der Ohnmacht nahe war, war kaum imstande, ihrer Nerven Herr zu bleiben. Das vierzehnjährige Mädchen kämpfte mit den Tränen, es wusste aber, dass es als Junge nicht hätte weinen dürfen. Der kleine Ivan beklagte sich bitterlich über seine eigene Dummheit und wiederholte schluchzend: «Bitte, bitte, verzeiht mir!»

Der Zug setzte sich in Bewegung. Bald waren sie in Ungarn, wo die vermeintliche Freiheit sie erwarten sollte. Es kam aber ganz anders.

Frau Olga R. hatte vor und auch nach dieser Reise vielen Verfolgten geholfen, aber diese Reise nach Budapest war wahrscheinlich ihr aufregendster und vielleicht gefährlichster Einsatz.

Ivan in Budapest

Wenn ich an die Ereignisse von 1944 zurückdenke, scheinen mir manche klar, andere ganz verschwommen zu sein. Wie ein falsch belichteter Film, wo unwichtige Details schärfer sind als diejenigen im Vordergrund. Oder noch schlimmer, es ist wie ein auseinandergefallenes Fotoalbum, in das die Bilder schwer in die richtige Reihenfolge einzuordnen sind.

Ein ähnliches Gefühl habe ich bei der Beschreibung der Situation, als Ivan in Mädchenkleidung nach Budapest reiste. Alles, was wir von der eigentlichen Reise und von den weiteren Budapester Ereignissen erfahren haben, war der nachträgliche Bericht von Frau Olga R. und wesentlich später von Ivan selbst. Frau Olga hatte das Kind bei der Familie Dr. Odon Propper abgegeben. Ivan war von der Grossstadt beeindruckt, aber noch mehr beeindruckt war er von den vielen schönen Spielzeugen, die der Sohn von Dr. Propper, wesentlich älter als er, besass. Ivan freute sich sehr, dass er auch damit spielen durfte. Die Familie Propper waren entfernte Verwandte von uns, und Dr. Propper hatte eine gut eingeführte Zahnarztpraxis in Budapest. Damals (März 1944) war in Ungarn noch verhältnismässig Ruhe. Die Verfolgungswelle in der Slowakei kannten sie nur aus den Medien. Wir waren mit Dr. Propper so vereinbart, dass Ivan bei ihnen bleiben kann, bis wir gemäss unserem Plan alle vier, mein Mann, die zwei Kinder und ich, in Budapest eintreffen. Doch der Plan klappte nicht. Unser Versuch, gemeinsam über die Grenze nach Ungarn zu gelangen, scheiterte. Wir mussten unseren Plan ändern und den Grenzübertritt in zwei Phasen durchführen. Der Gesundheitszustand meines Mannes hatte sich inzwischen wesentlich verschlimmert – Niereninsuffizienz. Mit einem befreundeten Ehepaar (Samuel György und Frau) gelang es ihm endlich am 12. März 1944, Budapest in einem Taxi zu erreichen. Er wurde in das Jüdische Spital aufgenommen. Der erste Besuch, den er erhielt, war von Ivan. Wir, Paul und ich, hätten am 20. März mit Hilfe eines «Menschenschmugglers» die grüne Grenze überqueren und zu Ivan und zu meinem Mann nachkommen sollen.

Knapp vor der Flucht bekam ich auf Umwegen ein Telegramm ohne Unterschrift aus Ungarn: «kommt nicht, bleibt». Zuerst war es mir unverständlich, bis ich durch das Radio von den Nachbarn (Juden durften keinen Radioapparat besitzen) erfuhr, dass die Deutschen Ungarn besetzt hatten.

Die Lage in Budapest hatte sich von einem Tag auf den andern schlagartig verändert. Dr. Propper konnte oder wollte vielleicht auch nicht mehr das Kind bei sich behalten. Durch seine Verbindung als Arzt gelang es ihm, den kleinen Ivan in einer Anstalt für taubstumme Kinder unterzubringen. Die Entscheidung, ihn dort zu verstecken, fiel von einer Stunde auf die andere. Es gab auch keine Zeit, ihn anderswie zu instruieren, als kurz zu sagen: «Von nun an darfst Du überhaupt kein Wort sprechen.» Er musste sich anpassen. Er erlernte in der trostlosen Umgebung die Zeichensprache und erlernte auch schnell, dass er sogar auf das Sirenenheulen des Luftalarms nicht reagieren durfte, bis man ihn am Kittelärmel zog. Ich kann es nicht mehr nachvollziehen, wie viele Wochen – vier oder fünf? – er dort verbrachte, aber später, als er schon sprechen durfte, verständigte er sich manchmal unwillkürlich mit Zeichensprache.

Die politische Situation hatte sich völlig verändert. Eine Flucht nach Ungarn war sinnlos geworden. Die Ausschreitungen und Verfolgungen der Pfeilkreuzler und der Gestapo waren an der Tagesordnung, und die Deportationen warfen ihren Schatten voraus. In der selbständigen Tiso-Slowakei schien eine ruhigere Ära sich zu stabilisieren. Wir liessen also das Kind «nach Hause» holen. Wir hatten aber kein «Zuhause» mehr, denn unser Heim hatten wir aufgegeben, als wir die Pläne zu einer Flucht nach Ungarn schmiedeten.

Von einem Waisenhaus in das andere

In den vorherigen zwei Kapiteln bin ich vom zeitlichen Ablauf der Ereignisse abgewichen. Nun erreiche ich die Zeit, als (nach Ivans Rückkehr aus Budapest) neue Sicherheit für beide Kinder besorgt werden musste. – Sehr grossen Dank schulde ich Frau Manci Skalny, die alle ihre Hebel zu katholischen Kreisen in Bewegung setzte, um für meine Kinder eine sichere Unterkunft zu finden. Beide Kinder wurden unter fremden Namen in einem katholischen Waisenhaus in Kremnica (Westslowakei) untergebracht.

Aus dem Waisenhaus im Kremnica bekam ich verzweifelte Zeilen von Paul. Den letzten Brief, den er von dort schrieb, beendete er mit den Worten: «Ohne Euch will ich mich nicht retten, es soll mit mir dasselbe geschehen, wie mit Euch. Ivan ist zu klein, das zu verstehen.» Den Brief bekam ich nur auf Umwegen, Juden wurde die Post meistens nicht zugestellt. Wie dieser Brief auf mich wirkte, brauche ich nicht zu schildern.

Irgendwann anfangs September 1944 erschienen die beiden Buben in Presov. Paul brannte mit seinem kleinen Bruder aus dem Waisenhaus durch, beide setzten sich in einen Nachtzug und kamen nach mehrerem Umsteigen und verschiedenen Busfahrten bei mir an.

Meine Überraschung war riesig. Ich freute mich selbstverständlich sehr, die Kinder bei mir zu haben, aber das bedeutete wieder neue Sorgen. Wo werde ich sie unterbringen? Wie ich früher erwähnt habe, hatten wir unser Heim schon längst aufgelöst. Nach dem Scheitern unserer gemeinsamen Flucht nach Ungarn wohnte ich bei einer ergebenen Freundin, Frau Marta Blazek. Zögernd ersuchte ich sie, meine Kinder in meinem Zimmer aufnehmen zu dürfen.

Ich machte ihr klar, dass meine Arbeitsbewilligung als «wirtschaftlich wichtige Jüdin» ein Schutz auch für Paul und Ivan bedeute. Für sie sei die Beherbergung der Kinder keine Gefahr. Sie willigte spontan ein und erwies sich als gute und treue Freundin.

Nach der tagtäglichen Arbeit in der Apotheke kehrte ich abends zu mei-

nen Kindern zurück. Mit Interesse hörte ich ihre Erlebnisse in Kremnica und ihre abenteuerliche Reise (Flucht) nach Presov.

Das Gefühl der Ungewissheit und der Unruhe wuchs ständig in mir. Gerüchte gingen um, dass nach dem slowakischen Nationalaufstand die von den Behörden ausgestellten Arbeitsbewilligungen von der Gestapo nicht mehr in allen Fällen respektiert würden.

Mit Hilfe von Pater Titus, unserem Taufvater, gelang es uns, die Kinder im Presover Waisenhaus aufnehmen zu lassen.

Als ich meinen Arbeitsplatz am 11. September 1944 auf die freundliche Warnung von Frau Dr. Kissoczy plötzlich verlassen musste, war es für mich beruhigend, die Kinder in Sicherheit zu wissen.

Ich möchte hier noch in ein paar Zeilen etwas über Pater Titus berichten. Noch ganz am Anfang der Judenverfolgung hatte man uns nahegelegt, zum christlichen Glauben überzutreten; damit könnten wir der Verfolgung entgehen. Pater Titus hatte die Aufgabe aufrichtig und ernst genommen und uns auf diesen Schritt wochenlang vorbereitet. Die Taufe wurde durchgeführt, aber retten konnte sie uns leider nicht.

Oktober 1944

Die Kinder waren nun also in der Obhut des Presover Waisenhauses. Seit dem 11. September war ich bei Katica Svaton versteckt, und es blieb so bis zur Grossbombardierung von Presov. Die Kinder hatten die Evakuierung des Waisenhauses nicht mitgemacht, weil die Vorsteherin nur Ivan, nicht aber auch Paul mitnehmen wollte.

In diesem Zusammenhang denke ich mit grosser Dankbarkeit an Herrn Josef Stracensky, einen jungen, fleissigen Zahntechniker, der seine aufrichtige Hilfsbereitschaft auch damit bewies, dass er die zwei Buben Paul und Ivan – wie bereits berichtet – mit seiner Familie zusammen nach der Bombardierung von Presov nach Lipovec mitnahm. Viele Familien, die irgendeine Möglichkeit hatten, den Luftangriffen, welche hauptsächlich auf die Städte gerichtet waren, auszuweichen, flüchteten damals aufs Land. Lipovec war ein kleines, stilles Dorf in der Nähe von Presov. Dort hatte die Familie Stracensky eine kleine Wohnung.

Ich erinnere mich nicht ganz genau, wie lange die Kinder in Lipovec waren, als ich von der Nachricht überrascht wurde, dass sie dort nicht länger bleiben könnten. Was war eigentlich geschehen?

Es kam so, dass mein älterer Sohn Paul, der ein bekannter, guter kleiner Fussballspieler war, von den übrigen Mitspielern erkannt wurde. «Das ist doch der Sohn von Dr. Lefkovits aus Presov!» schrie einer. Paul konnte damit nicht nur die Familie Stracensky, sondern die ganze Gemeinde in Gefahr bringen, weil die ein Judenkind beherbergten. Diese Gefährdung hatte einen doppelten Grund: Erstens weil ich und alle Mitglieder unserer Familie von der Gestapo schon gesucht wurden, zweitens weil sich nach dem slowakischen Aufstand die Verfolgung extrem zugespitzt hatte.

Den beiden Kleinen blieb keine andere Lösung übrig, als sich uns in jenem Zimmer, bei Mme Elise, in dem wir bereits zu Fünft waren, anzuschliessen.

Darauf komme ich noch zurück, hier aber möchte ich noch von dem weiteren Schicksal der Familie Stracensky berichten.

Es wurde Winter. Auch in Lipovec vereisten die Bäche. Die Kinder des

Dorfes spielten fröhlich auf der Rutschbahn. Nur die Familie Stracensky hatte keine Freude an diesem Winter. Ihr gesunder, munterer, kleiner Sohn war beim Rutschen so unglücklich nach hinten gefallen, dass er einen Schädelbasisbruch erlitt. Es gab keine Rettung für ihn.

Diese herzensgute, gottesfürchtige Familie konnte lange keinen Trost finden. Der Spruch «Der liebe Gott gab, der liebe Gott nahm» beruhigte sie lange nicht.

Die grosse Hilfe, die uns Herr Stracensky zukommen liess, war nicht seine erste Wohltat uns gegenüber. Sein Schicksal war mit demjenigen meines Mannes schon lange verbunden, er hatte sein Fach bei meinem Mann gelernt. Ab 1928 entwickelte sich eine tiefe, einer Vater-Sohn-Beziehung ähnliche Freundschaft zwischen den beiden. Später wurde er Mitglied der Hlinka-Partei. Mit dem so gewonnenen Einfluss und seinen Verbindungen half er überall, wo es nötig war. Und es war wirklich oft nötig.

Jedesmal, wenn die Mitglieder der Hlinka-Partei gefährdende Ausschreitungen gegen die jüdischen Bürger zu unternehmen beabsichtigten, wurden wir vorher auf diese Absichten aufmerksam gemacht. Aber nicht immer konnte man sich vor den gemeinen Aktivitäten der Gardisten schützen. Einmal kam es vor, dass sie eine Kontrolle wegen unerlaubten Waffenbesitzes in der Praxis meines Mannes unternahmen. Während dieser Hausdurchsuchung war ich auch anwesend. Beim Öffnen des Safes schmuggelte ein Gardist, der die Durchsuchungen führte, einen geladenen Revolver hinein. Triumphierend hob er das «Beweisstück» in die Höhe, und schadenfroh meldete er seinem Mitstreiter: «Nun also, hier haben wir, was wir gesucht und vermutet haben.» Auf Grund dieser Verleumdung wurde mein Mann sofort verhaftet. Er versuchte sich dann damit zu verteidigen, dass er im Ersten Weltkrieg als Frontkämpfer verwundet in italienische Kriegsgefangenschaft geraten war und dort seine Gewehre abgeben musste – seitdem besass er nie mehr eine Waffe, weder ein Gewehr noch einen Revolver.

Auf Stracenskys Intervention hin wurde mein zu Unrecht angeschuldigter Mann wieder freigelassen. Seiner damals schon labilen Gesundheit hat diese Aufregung sehr geschadet.

Madame Elise

Im Versteck bei Madame Elise waren wir jetzt mit meinen Kindern sieben Personen, vier Erwachsene und drei Kinder.

Besonders für die Leute aus Presov, die meine Aufzeichnungen lesen werden, möchte ich hier festhalten, wer die Versteckgemeinschaft bildete: Ing. Desider Weiszhaus, seine Frau geb. Ilonka Grün, ihr Sohn Jani, ich mit meinen zwei Kindern und Klari Fischer, die Nichte von Dr. Friedmann-Mayer.

Etwas später kam noch eine achte Person dazu. Niemand von uns kannte ihre Identität. Wir nannten die Person Walter. Aus seinen spärlichen Worten erfuhren wir nur, dass er nach schmerzlichen Schicksalsschlägen und Leiden aus einem rumänischen Transport entkommen war.

Die Fenster dieser Wohnung öffneten sich auf die Jarkova-Strasse. Dichte Vorhänge machten den Ein- und Ausblick unmöglich. Im Zimmer wurde nie Licht gemacht, die verhängten Fenster nie geöffnet. Unsere Wirtin, Mme Elise, war eine Friseurin im Ruhestand, die diese primitive, altmodische Wohnung mit ihrer kranken, hochbetagten Mutter bewohnte. Für das Versteck und die Verpflegung zahlten wir keinen überrissenen Preis. Doch die arme Mme Elise hat ein Risiko auf sich genommen, welches sich mit Geld nicht aufwiegen lässt. Sie zahlte mit ihrem Leben. Als man uns verhaftete, wurde auch sie von der Gestapo nicht verschont. Sie wurde zusammen mit uns deportiert. In den dünnen Kleidern, die sie anstatt ihrer von zu Hause mitgebrachten Winterkleidung zugewiesen bekam, konnte sie der beissenden Kälte und dem Frost nicht standhalten. Nach einer Woche in Ravensbrück war sie tot.

Aber ich bin wieder von der Reihenfolge der Ereignisse abgewichen. Ich wollte erzählen, wie man uns in unserem Versteck gefunden hat. Das war folgendermassen:

Unser Versteck enthielt noch einen dunklen, fensterlosen Raum, den man als Vorzimmer betrachten konnte. Vom Fussboden dieses Raumes führte eine schräge, sehr steile Holzterrasse in einen riesigen, tiefen, geräumigen Keller hinunter. Der Treppeneingang war von oben mit einer

schweren zweiteiligen Falltüre verschlossen und darüber lag stets ein starker, dicker Teppich. Niemand konnte vermuten, was mit dem Teppich verdeckt wurde.

Eine gutmütige, ältere Nachbarin (Frau T.) besorgte unsere Verpflegung. Sie tat das nicht aus purer Menschenliebe, aber auf jeden Fall setzte sie ihr Leben aufs Spiel.

Die deutschen Behörden, im Einvernehmen mit den Slowaken, stellten eine Belohnung von 500 Kronen für diejenigen Personen in Aussicht, die auf die Spur führten, bei wem und wo Juden sich verborgen hielten. Im Falle einer Verheimlichung drohten sie mit der Todesstrafe.

Für so viele Personen Nahrungsmittel in jener schweren Zeit aufzutreiben, ohne aufzufallen, war keine einfache Aufgabe. Und das tat Frau T. wochenlang, Tag für Tag. Sie brachte das vorbereitete Essen jeden Abend in unser Versteck.

Die drei Kinder, drei lebhaft Buben, vertrugen das Verschlossensein sehr schwer. Sie durften nicht laut sprechen, mussten sich ganz leise im Zimmer bewegen (denn der Fussboden knarrte), und sie mussten sich ganz ruhig verhalten. Es war Spätherbst. Die Tage wurden kürzer, das Licht anzudrehen oder nur eine Kerze anzuzünden war nicht erlaubt. Eine unvorstellbar deprimierende Situation.

Wir mussten unsere Lebenskraft zusammennehmen, um irgendwie durchzuhalten.

Die Front näherte sich. (Presov liegt unweit der polnischen Grenze.) Der rasche Vorstoss der Roten Armee und die öfters lautwerdenden Kanoneneinschüsse gaben uns Trost und Hoffnung, dass es nicht mehr lange dauern könne.

Es könnte gegen den 22. November gewesen sein, als Mme Elise mit vor Furcht und Schreck entstelltem Gesicht in unser Zimmer rannte.

«Die Gestapo hält Hausdurchsuchung», stotterte sie totenbleich vor Aufregung.

«Rasch, rasch in den Keller!»

Binnen Sekunden räumten wir unsere wenigen Sachen weg, welche verraten hätten, dass hier jemand wohnte. Mme Elise zog hastig den riesi-

gen Teppich weg, der die Öffnung bedeckte. Walter, wie ein wilder Löwe, riss die gewaltige Falltüre hoch, und wir rannten wie gejagt hinunter. Atemlos standen wir im dunklen, kalten Keller wie versteinert aneinander gelehnt. Ich zog meine Kinder dicht an mich, und aufgeregt warteten wir ab, was über unseren Köpfen passieren würde.

Die dröhnenden schweren Schritte von den Männern, die die Durchsichtung machten, waren abgeklungen. Es wurde still. Mme Elise zog den Teppich von der Falltüre weg, Walter öffnete sie, und wir stiegen aus dem Keller mit einer unendlichen Erleichterung hoch. Dass die Durchsichtung aber nicht ganz glatt abgelaufen war, erfuhren wir von der erschöpft und blass aussehenden Hausfrau.

Wir wussten damals noch nicht, was für ein verhängnisvoller Fehler dadurch entstand, dass der kleine Ivan bei dem hastigen Hinunterlaufen in den Keller sein Pantöffelchen vom Fuss verlor. Keiner von uns merkte das, aber es wäre zum Aufheben sowieso keine Zeit geblieben. Der Gardist fand es, und mit drohend strenger Stimme fragte er, was das sei. Die schlagfertige Mme Elise behielt ihre Geistesgegenwart und beinahe lachend antwortete sie: «Das ist das Spielzeug meiner Katze, ich suche es schon seit Langem, danke, dass der Herr es mir gefunden hat.» Zwei, drei Tage verliefen in scheinbarer Ruhe. Wir glaubten also weiterhin daran, dass von unserer Existenz, ausser unserer Hausfrau und Frau T., niemand wüsste.

In einer frostigen Winternacht kam der Gardist in Begleitung der zwei Gestapomänner. Sie fanden uns schlafend in unseren Betten. An das Katzenmärchen hatte er offensichtlich nicht geglaubt, meldete seinen Verdacht seinem Vorgesetzten, und so konnten sie weitere acht Menschen auf einmal ausliefern.

Falls Walter etwas mehr Glück gehabt hätte, wären es nur sieben gewesen. Walter hatte sich unter das Bett versteckt, man fand ihn aber doch (die Gestapo wusste also, dass wir acht sein sollten), und er wurde schwer zusammengeschlagen.

November 1944

Als wir aus dem Lastwagen vor dem Gefängnistor ausstiegen, wurden wir mit unserer kleinen Habe in einen eiskalten Raum kommandiert. Die Verhaftungswelle musste schon erfolgreich gewesen sein, denn man hatte schon vor uns viele jüdische Familien aus ihrem Versteck hierher eingeliefert. Ich erkannte im grossen Raum, unter anderen, die Geschwister Engländer und die Eheleute Altmann wieder.

Ich wurde wie alle anderen zum Verhör gebracht. Die Fragen, seit wann wir uns im Versteck aufgehalten hätten, wo mein Mann sei, wer sonst und wo man sich noch versteckt hielt, hatte ich erwartet, und deshalb konnten meine Antworten niemanden in Gefahr bringen. Unvorbereitet und verblüfft liess ich die Mitteilung über mich ergehen, dass die Hilfe für die Partisanen uns teuer zu stehen komme. Hat jemand uns verraten? – grübelte ich damals nach. Wurden auch nichtjüdische Angestellte der Apotheke verhaftet?

Mich und ein paar andere hatte man zum Schneeräumen abkommandiert. Kaum hatte ich mit dem Schneeschaufeln begonnen, befahl mir ein Gardist, mit der Arbeit aufzuhören und ihm zu folgen. Unterwegs setzte er mich energisch, aber vertrauenserweckend in Kenntnis, dass er mir und meinen Kindern in den nächsten schweren Tagen viele Unannehmlichkeiten, Erniedrigungen und Prügel ersparen könnte, falls ich mein Geld und meine Wertgegenstände, die man mir, wie er sagte, in den nächsten Stunden sowieso abnehmen würde, ihm gäbe. Ich gab ihm alles, was ich bei mir hatte.

Nach dem Kriege habe ich ihn dann noch einmal gesehen, aber darüber erzähle ich später.

Deportation aus Presov

Am 26. November 1944 hat man uns auf einem Nebengeleise des Presover Bahnhofs in eiskalte Viehwaggons einwaggoniert. Die Einwaggonierung selbst ist vielleicht die einzige Aktion, bei welcher eine Beschreibung sich erübrigt. Die Szenen mit dem bekannten «Los! Los!» und den Kolbenschlägen für diejenigen, die nicht Schritt halten konnten, und den Demütigungen der Verfolgten wurden von vielen Amateuren und Profi-Fotografen auf Zelluloid festgehalten.

Wir wurden spät in der Nacht von unserem Versteck abgeholt. Die Bürger der Stadt hatten sich schon zur Ruhe gelegt. Völlig heimlich sollte dieser letzte Transport abgewickelt werden. Im Transport befanden sich Ärzte, Pharmazeuten, Sanitätspersonal und noch vor einem Monat «wirtschaftlich wichtige Juden». Die Ausnahme- und Arbeitsbewilligung wurde ihnen entzogen. Man verhaftete sie und liess ihnen eine Stunde, um die nötigsten Sachen zu packen. In der Gestapohaft hatte man dann mit deutscher Genauigkeit eine Liste mit Namen, Geburtsdaten und Beruf zusammengestellt, und als die vorgesehene Anzahl der Häftlinge vollständig war, lieferte man den Transport zum Bahnhof.

Uns wurde mitgeteilt, dass wir in verschiedenen Ortschaften in Deutschland arbeiten würden, wo unsere Arbeit, teils für die Zivilbevölkerung, teils für Kriegsbetriebe, dringend benötigt werde.

Wir schenken diesen Versprechungen keinen Glauben. Auch das Ehepaar Dr. Duschnitz glaubte nicht daran.

Dr. Duschnitz war ein geschätzter, beliebter alter Arzt, seine Frau war eine deutschstämmige, hochgebildete ehemalige Opernsängerin aus Wien. Als ältester und letzter jüdischer Arzt in Presov hatte er noch die Bewilligung, jüdische Patienten zu behandeln. Er durfte sogar die Hilfe einer «arischen» Angestellten in Anspruch nehmen.

Am 23. November 1944 klingelten zwei Gestapomänner an seiner Tür. Gemäss den kulturellen Gepflogenheiten des Ehepaares wurden die zwei sich vorschriftsmässig benehmenden jungen Männer weitergeleitet

und aufgefordert, Platz zu nehmen. Die zwei Gestapomänner unterhielten sich eine Weile mit dem tadellos Deutsch sprechenden Ehepaar, dann entstand ein verlegenes Schweigen.

Die beiden erhoben sich, und mit höflicher Stimme sagte endlich einer von ihnen: «Es ist nicht in Einklang mit unserer Auffassung, aber der Befehl kommt von oben. Wir müssen Sie beide in Ihrem eigenen Interesse und zu Ihrer Sicherheit verhaften.»

Dr. Duschnitz wusste, dass ein Widersprechen sinnlos wäre, doch er bat die zwei Männer, ihnen zwei Stunden Wartezeit zu gewähren, um die nötigsten Sachen zusammenzupacken. Die Gestapomänner waren einverstanden und verliessen das Haus. Als sie zurückkamen, fanden sie die Leichen des alten Ehepaares. Es blieb den Duschnitz' das fürchterliche Leiden und die Erniedrigung, die auf sie gewartet hätten, erspart. Es war etwas Ausserordentliches und Aussergewöhnliches an diesem Ehepaar. Als ob sie von Anfang an gewusst hätten, was auf sie, was auf uns alle zukommt. Ihren Grabstein liessen sie bereits am Anfang der Verfolgung durch die Nazis erstellen und Namen und Geburtsdaten eingravieren.

Nach dem Kriege hatte die jüdische Gemeinde die Aufgabe, den Todestag auf dem Grabstein zu verewigen. Meine Bewunderung vor dem Mut des alten Ehepaares hat in all den Jahren nicht nachgelassen.

Unterwegs ins Verderben

Im eiskalten Viehwagen wurden wir dicht aneinandergedrückt. Die an der Wand waren schon nach einer Viertelstunde unterkühlt, die in der Mitte hatten es warm, aber keinen Halt.

Wir standen eine Weile aneinandergelehnt, wie erstarrt. Die Türe wurde versiegelt.

Wir wussten nicht, wie lange diese Fahrt dauern würde, ob Stunden oder Tage vergehen würden, bis man uns aus dieser unerträglichen Lage erlösen würde. Es bildeten sich kleine Gruppen. Die Familien, Freunde, Bekannte rückten womöglich zusammen, um sich gegenseitig anzulehnen, zu stützen oder zu halten.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Durch die schmalen Spalten der vergitterten Lüftungsoffnung kam spärliches Licht und beissende Kälte hinein. Uhren hatten wir längstens keine mehr, so dass wir den Lauf der Zeit eigentlich nur durch den erwachenden Hunger und den noch quälenderen Durst messen konnten.

Der Zug bewegte sich langsam, und öfters blieb er auf offener Strecke und auf verschiedenen Nebengeleisen der kleinen Bahnhöfe stehen. Im Stillen hofften wir, dass wir die Slowakei oder das Gebiet der alten Tschechoslowakei nicht verlassen würden. An den ersten Halt, bei welchem man die Türe entsiegelte und wir aussteigen durften oder mussten, erinnere ich mich gut. Eine Feldküche war in der Nähe, und die aufsteigenden Düfte konnten wir wahrnehmen. Auf diesem Bahnhof wurde uns irgendeine warme Flüssigkeit, vielleicht Gerstensuppe, und endlich auch Wasser verabreicht. Aus der unmittelbaren Nähe des Waggons durften wir uns nicht entfernen. «Los! Los! Einsteigen!» – und die Reise ging weiter. Tage und Nächte waren schwer zu zählen.

«Habt Ihr gesehen, die haben noch weitere Waggons drangehängt? Das ist ein grosses Brocken, dieser Transport, mindestens siebenhundert Menschen», sagte ein junger Mann.

«Ach was, es sind genau tausend Seelen», sagte ein anderer. «Ich habe die Unterlagen gesehen, als ich im Amt arbeitete. Mit jedem Transport werden tausend Personen deportiert. Und wenn aus irgendeinem Grund

die vorgeschriebene Anzahl nicht erreicht wird, füllt man den Transport mit Personen, die für einen anderen Transport vorgesehen sind.» Wir hätten eigentlich Lebensmittel wenigstens für drei Tage mitnehmen müssen, aber hier war es anders: Dieser Transport wurde meistens durch Nachtverhaftungen und Blitzaktionen zusammengestellt.

«Ich weiss Bescheid», fuhr der Mann fort, «in jedem Waggon ist ein jüdischer Ordner mit dem weissen Armband auf dem rechten Arm, der für die Ordnung im Wagen haftet. Bei anderen Transporten war je ein jüdischer Arzt zugeteilt, der für die Gesundheit der Deportierten sorgte.»

In unserem Transport war diese Massnahme überflüssig, da hier beinahe jeder ein Arzt, ein Apotheker oder eine Sanitätsperson war.

Der Mann war scheinbar gut informiert: «Ein Verbandskasten und zwei Bahren sind auch im Waggon. Der Kommandant des Transportes übergibt an der deutschen Grenze das Verzeichnis der deportierten Personen den deutschen Behörden, und der Verbandskasten, die zwei Bahren und der Kübel wird in die Slowakei zurückbefördert. Während der Fahrt darf die Türe auf dem slowakischen Gebiet nicht geöffnet werden.»

Unverständlich ist es also, wie Walter unter so strengen Sicherheitsmassnahmen seine Flucht vorbereiten und durchführen konnte. Wir, die dicht aneinandergesetzten Insassen des Waggons, konnten keine Geräusche wahrnehmen, die auf eine Arbeit mit Säge, Meissel, Bohrer oder Schrauben aufmerksam gemacht hätten. Oder waren diese Töne beim Stöhnen der Alten und beim Weinen der Kinder unhörbar geworden?

Beim Aussteigen aus dem Waggon war Walter nicht dabei. Er war auch nicht unter den Toten. Aber am Fussboden des Waggons stellte man eine ausgesägte viereckige Öffnung fest. Wann und wo er entfliehen konnte, haben wir nie erfahren. Ob er am Leben geblieben ist, wissen wir auch nicht. – Wenn jemand von meinen Leserinnen und Lesern nach dieser Beschreibung etwas über unseren tapferen Versteckgenossen weiss, wäre ich sehr dankbar, von seinem Schicksal zu hören.

Als der Zug endgültig anhielt, wurden siebzehn Leichen aus unserem Waggon entfernt. Wie viele es von den Übrigen waren, weiss ich nicht. Fast fünfzig Jahre sind seitdem verflossen. Ich staune noch heute darüber, wie wir das alles ertragen konnten. Sind diese Fürchterlichkeiten wirklich wahr gewesen?

Nach der Entwaggonierung warteten wir geduldig auf den Abort. Es ging nur langsam vorwärts. Ich versuchte es auf andere Art, öffnete eine Türe ohne Anschrift – und da erblickte ich auf einem Operationstisch blutige menschliche Körperteile. Der Ohnmacht nahe schlich ich zu meiner Gruppe zurück und erwähnte vor niemandem etwas.

Wir waren in Ravensbrück.

Ravensbrück

Die Aufschrift mit riesigen Buchstaben ARBEIT MACHT FREI war nicht abschreckender als der Rest der Umgebung mit dem Stacheldraht und den Wachtürmen.

Hier wurden die Männer und Jungen über vierzehn Jahre von uns getrennt und in das Männerlager transportiert. Da traf mich das unendlichste Leid, das es für mich überhaupt geben konnte. Mein kaum vierzehnjähriges Paulchen ging mit den Männern. Ein furchtbarer Schmerz und die tiefste Hoffnungslosigkeit ergriffen mich. Ich hielt Ivan an der Hand und stand wie versteinert da. Also von meinem Mann, der Tausende Kilometer entfernt schwer krank im Budapester jüdischen Spital lag, und jetzt von Paul durch unüberwindbaren Stacheldraht getrennt... Wie schwer ich unter diesen beiden Trennungen litt, lässt sich kaum beschreiben.

Ivan blieb mit mir in der Baracke Nr. 12 «Mütter mit Kindern». Die erste Nachricht, die ich über Paul bekam, war ein zerfetztes Papierchen, das mir ein guter Freund, Dr. Bela Rosenberg, aus dem Männerlager zukommen liess. «Zsuzsa, beunruhigen Sie sich nicht wegen Paul, wir passen auf ihn auf.»

Ich trug das zerfetzte Papierchen ständig bei mir, und wenn meine Verzweiflung unerträglich wurde, zog ich das Zettelchen hervor und las es hundertmal, um Kraft zu schöpfen für das weitere Leiden. In Gedanken bedankte ich mich immer bei Dr. Rosenberg und erbat Gottes Hilfe auch für ihn.

In der Früh und am Abend bekamen wir eine lauwarme braune Flüssigkeit, Ersatzkaffee, die irgendein beruhigendes Mittel, wahrscheinlich Brom, enthielt. Die Brotration erhielten wir am Morgen und versuchten sie irgendwie auf den ganzen Tag zu verteilen. Wir konnten das Brot nirgends ablegen oder aufbewahren. Am sichersten wäre es gewesen, dieses sofort zu verzehren. Aber es war doch wichtig, etwas für den Abend aufzuheben. Die einzige warme Mahlzeit war am Abend, und das war eine Suppe. Es gab eine Möglichkeit, das «Menü» aufzubessern, indem man sich freiwillig für das Aussenkommando meldete. Dies

habe ich oft getan, und damit – glaube ich – konnte ich für Ivan den minimalen Kalorienbedarf sichern.

Wir wurden von einem Tag auf den anderen hässliche, ungepflegte, in Lumpen gekleidete apathische Geschöpfe. Die Haare hatte man uns zwar nicht abgeschoren, aber wir waren so grässlich entstellt, dass, als wir uns beim Waschen trafen, wir uns gegenseitig kaum erkannten. Die Waschgelegenheit bestand aus einem der Wand entlang befestigten grauen Zementtrog. Jeder wollte, musste beim Trog Platz finden. In den Waschraum wurden zehn bis fünfzehn Frauen hineingelassen. Kaum konnten wir die primitivste Reinigung vollziehen, wurden wir schon aus dem Waschraum gejagt, und der Wasserhahn wurde abgestellt.

Die hygienischen Bedingungen waren unbeschreiblich. Ein Durchfall bedeutete für jeden eine grosse Gefährdung. Es entkräftete einen enorm, und das Händewaschen nachher war nur manchmal möglich. Der Gestank wurde wieder und wieder mit Chlorkalk übertüncht, noch heute habe ich dessen Penetranz in der Nase.

Solange man am Abend entleert und mit sauberen Händen auf die Pritsche kriechen konnte, war man noch irgendwie ein Mensch.

Um fünf Uhr morgens war Appell. Normalerweise dauerte das vier bis viereinhalb Stunden, wenn aber einer zu spät kam oder sogar überhaupt nicht erschien, mussten wir alle zur Strafe weitere ein bis zwei Stunden bei strengstem Frost stehen. Wir waren sehr dürftig angezogen, denn anstatt unserer guten, warmen Bekleidung, welche wir von zu Hause mitgebracht hatten, bekamen wir leichte Sommerkleider, und mit Gleichgültigkeit und Ruchlosigkeit verteilte man die Kleider unabhängig von der Häftlingskörpergrösse. Man könnte sogar meinen, dass kleine, zarte Frauen absichtlich übergrosse Stücke und körperlich stärkere Minigrössen bekamen. Ähnlich war das mit den Schuhen.

Sehr wenige Häftlinge hatten das Glück, etwas Wärmeres zu ergattern. Ich zum Beispiel Überstand die unendlich langen frostigen Appelle in einem dünnen Georgettekleid, darüber ein leichter Mantel.

Nach einigen Tagen wurden wir gegen Flecktyphus geimpft. Die Imp-

fung selbst war sehr schmerzhaft. Die Nadeln der Spritzen waren stumpf geworden, doch mit der gleichen Spritze impfte man weiter. Viele erwischten zu grosse Mengen des Impfstoffs. In den meisten Fällen war die Reaktion hohes Fieber und starke Schmerzen im ganzen Rücken. Nach dem Appell wurde ich in eine Arbeitsgruppe eingeteilt, deren Aufgabe es war, schwere fünf bis sechs Meter lange Telegrafengebälke zu zweit auf den Schultern von einem Platz auf den andern zu transportieren. Nach der dritten Runde wurde mir klar, dass ich bei dieser Arbeit, in diesem Zustand nicht lange durchhalten konnte. Die Schmerzen steigerten sich, und das Fieber quälte mich. Ich spürte, dass dies die letzte Runde sein würde. Auf einmal stieg mir Schweiß auf die Stirn, und ich wusste, dass ich nicht mehr als zwanzig Schritte zu machen imstande war.

Meine Partnerin beim Schleppen war eine junge, starke, noch nicht überarbeitete Ungarin, die viel früher die Impfepisode durchgemacht hatte. Es wurde mir klar, dass sie heute das schlechte Los gezogen hatte und dass sie jetzt meiner wegen mit mir sterben wird. Ich wollte nicht unter der schweren Last einfach zusammenbrechen, und ganz erschöpft sagte ich zu ihr: «Juliska, ich lege den Balken ab.»

«Um Gottes Willen, tue das nicht», flehte sie mich an, «man erschießt uns hier auf der Stelle.»

In diesem Moment ging ein Aufseher an uns vorbei.

«Verzeihen Sie, Herr Oberscharführer», sagte ich weinend. «Ich kann nicht weiter, ich bin krank», und legte den Balken von meiner Schulter ab. Er schaute mich an und fragte mich, welchen Beruf ich im Zivilleben hätte. «Apothekerin» war meine Antwort. «Lassen's liegen», sagte er und ging weiter. Sein Verhalten kam uns wie ein Wunder vor. Im ersten Moment standen wir dort wie erstarrt, aber es wurde uns klar, dass wir jetzt nicht erschossen würden. Wir wussten nicht, ob wir stehen oder weitergehen sollten. Da wir keinen weiteren Befehl erhielten, gingen wir mit langsamen Schritten zum Sammelplatz.

Unterwegs erfuhr ich von Juliska, dass sie erst vor einiger Wochen aus Budapest deportiert worden war. Es wunderte mich sehr, dass noch jetzt

Transporte aus Budapest kamen. Sie erklärte mir, dass das «Amerikanische Geschützte Haus», wo zahlreiche jüdische Bürger mit USA-Reisedokumenten Obdach fanden, nach der deutschen Besetzung von der Gestapo und von den Pfeilkreuzlern nicht anerkannt worden war. Mit Ausnahme von einigen älteren Personen waren alle Bewohner des Hauses deportiert worden. Sehr aufgeregt fragte ich sie, wer die Leute wären, deren amerikanischer Schutzbrief gültig geblieben war. Auf mein Drängen konnte sie sich nur an einen Namen erinnern: «Frau Anna Strausz».

«Oh, lieber Gott!» schrie ich vor Erregung und Freude auf, «das ist doch meine Mutter.»

Ein Hoffnungsstrahl erwachte in mir, dass meine heissgeliebte Mutter die Verfolgung in Budapest überleben würde. Erst nach der Befreiung, als ich nach dem Kriege nach Hause kam, erfuhr ich von den Heimkehrenden aus Budapest das traurige Schicksal und Ende meiner armen Mutter.

Der Tod meiner Mutter

Als die Alliierten Budapest im Frühling 1945 bombardierten, konnte meine Mutter nicht in den Luftschutzkeller hinuntergehen. Sie blieb im dritten Stock des Hauses, und sie beobachtete im Dunkeln das Gedonner der sich nähernden Bombenabwürfe. Die Erschütterungen zeigten, dass diesmal der Bombenvorhang sich direkt dem Haus, in dem sie sich aufhielt, näherte. Und nun passierte es wirklich.

Das Gebäude erlitt einen Volltreffer. Die Wände stürzten ein, das Haus fiel in sich zusammen, nur die äusseren Wände und eine Eckwölbung hielten stand. Meine Mutter blieb, wie von einem göttlichen Willen geschützt, in dieser Ecke des eingestürzten Zimmers unverletzt am Leben. Feuerwehrmänner holten sie mit ihren Bettungsleitern aus dem Zimmer im dritten Stock hinunter und brachten sie in Sicherheit. Viele Hausbewohner, die sich damals im Luftschutzkeller aufhielten, fanden unter den Trümmern den Tod.

Nach den Luftangriffen, wahrscheinlich in direktem Zusammenhang damit, kam es in Budapest zum Ausbruch einer Typhusepidemie. Meine Mutter, die die Bombardierung zwar überlebt hatte, konnte dieser Erkrankung nicht standhalten. Die seelischen Erschütterungen hatten sie so zermürbt, dass sie keine Widerstandskräfte mehr besass. Meine arme Mutter starb im Alter von siebenundsiebzig Jahren.

Sie blieb von dem schrecklichen Kummer, den ihr der Verlust zahlreicher Familienangehöriger verursacht hätte, verschont. Sie hat kein eigenes Grab, kein Namensgrab bekommen. Sie wurde in einem Massengrab auf dem Kerepesi-Friedhof in Budapest begraben. Jahrzehnte später konnte meine Schwester Ilka und ich nichts mehr als einen Blumenkranz an die Erinnerungstafel anlehnen.

Aus unserer Familie haben alle, ohne Ausnahme alle, die umgekommen sind, in Massengräbern ihr Ende gefunden. Die ganze Familie mütterlicherseits, die von der Hauptwelle der Deportation 1942 nicht erfasst worden war, da sie Ärzte, Apotheker usw. waren, fiel 1944 nach dem

slowakischen Nationalaufstand den Nazis zum Opfer, als sie mit Hunderten von anderen in der Nähe von Kremnica von den Deutschen in den Gräben geschossen wurden.

Unter ihnen war auch die siebenjährige kleine Klaviervirtuosin Katica Fésüs, der man eine glänzende musikalische Zukunft prophezeit hatte.

Wir haben es nicht geglaubt...

Als man 1982 den Holocaust-Film im Fernsehen sendete, fragte mich mein damals achtzehnjähriger Enkel erschüttert und aufgeregt: «Grossmutter, wie war das möglich, dass Ihr nicht einmal soviel Widerstand aufgebracht habt, wie zum Beispiel die Polen im Warschauer Ghetto? Warum habt Ihr Euch ohne das geringste Klagewort wie das Schlachtvieh verschleppen lassen?»

Es war schwer, diese Frage zu beantworten. Jemand, der die dortige und damalige Lage nicht kennt, kann das nicht nachvollziehen. Ich habe meinem Enkel verlegen mehrere Argumente aufgezählt, um ihm unsere «Feigheit» in irgendeiner Weise verständlich zu machen. Nicht jeder Mensch ist ein Kämpfer, und man ging in den Tod nicht aus Feigheit, sondern weil man sich sehr schnell bewusstwurde, dass ein Widerstand gegen die Maschinerie des Massenmordens hoffnungslos war.

Wir haben die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt, und als wir sie erkannt hatten, war es schon zu spät. Die jüdische Minorität war zur Zeit der Gründung der Tschechoslowakei schon sehr vielfältig und vielschichtig, und während zwanzig Jahren demokratischer Entwicklung hatte sie sich mehr und mehr der Gesamtbevölkerung angepasst. Wir hatten die Illusion, dass wir zu den geschätzten Bürgern der Tschechoslowakei gehörten, die nicht in Stich gelassen würden.

Wir wussten, was in Deutschland los war, und das beunruhigte uns. Dann aber, als wir sahen, wie viele deutsche Verfolgte zu uns in die sichere Tschechoslowakei flüchteten, wähten wir uns in Sicherheit. Als die Deutschen den tschechischen Teil der CSR, das heisst Böhmen und Mähren, besetzten und als im Jahre 1939 auf slowakischem Gebiet ein selbstständiger slowakischer Staat errichtet wurde (wenn auch von deutscher Gnade) mit einem Geistlichen an der Spitze, verdrängten wir die Gedanken an das Schlimmste noch immer.

Wir glaubten einfach nicht, dass unsere Männer, Brüder, Söhne, die den Staat aufgebaut und mitgetragen hatten, von der Gemeinschaft im Stich gelassen und durch Schwerarbeit, schlechte Ernährung gnadenlos in den

Tod getrieben würden. Auch das konnten wir nicht glauben, dass das Leben der jungen Mädchen, die man im blühenden Alter im Jahre 1942 deportiert hatte, nur von Mengeles Handbewegung – «rechts» oder «links» – abhing.

Einzelne Personen, Familien hätten ihre Haut retten können, und viele haben es auch getan. Andere Familien – auch unsere – blieben, und das war verhängnisvoll. Ein grosser Fehler war, dass wir unseren Wohlstand, unsere Existenz, die gesellschaftlich und politisch angesehene Stellung nicht aufgeben wollten und unsere schönen Wohnungen nicht rechtzeitig verlassen hatten. Wir waren überzeugt, dass die Verfolgung nicht bis zur Deportation ausarten konnte. Die älteren Menschen und diejenigen, die durch ihren Beruf (Ärzte, Apotheker und andere «wirtschaftlich wichtige Juden») von der ersten Welle der Deportation verschont geblieben waren, suggerierten einander, dass wir nur die Nerven bewahren müssten, bis unsere Lieben wieder zu Hause sein würden.

Ich hatte mir lange Zeit Vorwürfe gemacht, dass wir nicht dieses oder jenes unternommen haben; aber inzwischen ist mir klar geworden, dass die Rettung für den Einzelnen zwar möglich war, aber eine Rettung für die Juden als Ganzes nicht. Es gab nur die Möglichkeit, aufrecht zu sterben, und im Warschauer Ghetto haben sie es getan, sie haben es für uns alle, denen man schon die menschliche Würde entrissen hat, getan.

Wir unternahmen alles, um für unsere nach Polen verschleppten Angehörigen und Freunde Hilfe zu leisten. Mit gutbezahlten polnischen Kurieren, die die Grenze ohne Schwierigkeiten passieren konnten, liessen wir den Verschleppten heimlich Wertgegenstände, Lebensmittel und Bekleidungsstücke zukommen. Ob sie das alles oder nur einen Bruchteil oder sogar überhaupt nichts erhielten, haben wir nie erfahren. Schriftlich wurde nie etwas bestätigt. Die Leser dieser Zeilen, die die Presover Verhältnisse gekannt haben, werden wissen, wer Frau Anna Rosenberg war. Sie war die Vorsteherin des «Jüdischen Frauenvereins» (ihr Mann, Dr. Theophil Rosenberg, war Vorsitzender der Anwaltskammer in Presov). Ihre segensreiche wohlthätige Arbeit war allgemein bekannt. Sie half Juden und Nichtjuden, überall wo sie nur konnte.

Dem tragischen Schicksal konnte auch sie nicht entgehen. Als man den letzten Transport von Betagten und Kranken einwaggonierte, suchte sie plötzlich ungeduldig etwas in ihrer Handtasche. Sie entnahm ihr ein Zettelchen und wandte sich hastig an den Beamten von der «Zentralorganisation der Juden», der die Einwaggonierung überwachte.

«Herr B. – bitte, seien Sie so freundlich, übergeben Sie dieses Zettelchen unserer Hausmeisterin, damit sie die gestärkten Kragen und Manschetten meines Mannes von der Reinigung abholt und wir sie haben, wenn wir zurückkommen.»

Das arme Ehepaar Rosenberg hat also nicht einmal geahnt, dass sie keine gestärkten Kragen und Manschetten mehr benötigen werden.

Aussenkommando

Nicht nur das Schleppen von schweren Balken, sondern auch alle übrigen Einsätze im Aussenkommando sind mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Das ausschliessliche Ziel dieser Arbeit war, die Häftlinge zu entkräften, damit sie um so früher zugrunde gehen. Wie ich schon erwähnt habe, gab es die Möglichkeit, sich für das Aussenkommando freiwillig zu melden. Dies brachte eine zusätzliche Schüssel Suppe ein, aber es konnte auch anders kommen. Oft blieben Aussenkommandohäftlinge auf der Strecke – erschossen, erschlagen. Ich habe dieses Risiko auf mich genommen – die zusätzliche Suppe für Ivan war es mir wert.

Bei einem solchen Einsatz mussten wir schwere, mit ausgegrabener Erde beladene Schubkarren auf einen entfernten Platz schieben, dort entleeren, mit den leeren Karren zur ursprünglichen Stelle wieder zurückfahren, die Karren wieder auffüllen und auf den wachsenden Haufen erneut ausschütten. Schlecht ernährt, dürftig angezogen, konnten wir diese Arbeit nur solange wiederholen, bis wir vor Erschöpfung zusammenbrachen. Nur wenige konnten durchhalten.

Zwei gnadenlose Aufseherinnen hatten die Aufgabe, die ununterbrochene Arbeit der Häftlinge zu überwachen. Sie hatten zwei vortrefflich abgerichtete Schäferhunde bei sich, und die waren so unglaublich dressiert, dass, wenn jemand im Kommando etwas länger stehen blieb und zu arbeiten aufhörte, die zwei wütenden Hunde mit schrillum Bellen auf die «Streikende» sprangen und ihr die Kleider vom Leib rissen.

Die in Schrecken versetzten und mit furchtbarer Angst erfüllten Frauen bewegten sich wieder. Die Aufseherinnen lachten von Herzen laut auf, und das war das Zeichen für die Hunde, dass sie ihre Aufgabe wie gewünscht verrichtet hatten. Die Hunde hörten mit dem Abreissen der Kleider sofort auf und kehrten zu ihren «Herrinnen» zurück.

Ich kann seitdem einen Schäferhund nur mit unbeherrschbarer Angst und mit Zittern anschauen.

Dezember 1944

Das Ravensbrücker KZ war eigentlich ein Frauenlager, doch ab 1944 hat man einige Baracken für «Mütter mit Kindern» freigegeben. In so einer Baracke bekamen wir auch einen Platz. Wie viele Mütter und Kinder dort ihre Inhaftierung verbrachten, konnte man nicht wissen, weil täglich einige starben. Verzweifelt und hilflos mussten wir dem weinenden Flehen unserer sterbenden Kinder zuhören: «Mutti, ich bin hungrig, ich bin sehr hungrig!»

«Muttili, bitte, bitte, gib mir Wasser!» Aber keine Mutti konnte helfen. Wenn das Weinen und das Flehen die sich im Nebenzimmer aufhaltende Aufseherin störte, rief sie mit roher Stimme hinein: «Ruhe, sonst schmeiss ich Euch alle raus!»

Stille entstand nur dann, wenn die sterbenden Kinder keine Kraft mehr hatten, weder um Essen noch um Trinken zu flehen, sondern einschließen – für ewig.

Dass die Mütter, die in der Früh die halbausgekühlten Körperchen ihrer innigstgeliebten Kinder an ihrer Seite fanden, nicht vor Schmerz tobten, nicht alles zerschmetterten und nicht mit der Faust auf die Aufseherin losgingen, das ist nur mit der Wirkung von Brom und anderen Betäubungsmitteln im Kaffee zu erklären. Die aufopfernde Mutterliebe wurde völlig abgestumpft.

Auch mein kleiner Ivan wurde krank. Er hatte hohes Fieber und unerträgliche Schmerzen im Kopf und in den Ohren. Ich ging mit ihm ins Revier (Krankenrevier). Eine junge belgische Ärztin mit dem lila Dreieck am Arbeitskittel diagnostizierte beiderseitige Mittelohrentzündung, sie konnte aber ausser mit irgendeinem Aspirinersatz nicht helfen. Sie entliess uns mit dem «guten» Rat, Ivan Umschläge zu machen. Ihrer Meinung nach wäre es besser, wenn das Kind es nicht überleben würde, denn es drohe ihm eine beiderseitige völlige Taubheit.

Zu diesem Zeitpunkt meldete ich mich für das Aussenkommando nicht mehr, und ich wurde auch für so einen Einsatz nicht abkommandiert. Zum Appell musste ich mit Ivan erscheinen, der sich im hohen Fieber an mich lehnte.

Am furchtbarsten waren die Nächte, als das Kind mich in völliger Finsternis um etwas bat, meine Antwort aber nicht hörte. Bitterlich weinte es und wiederholte nur: «Mutti, ich habe so riesige Schmerzen, mein Kopf und meine Ohren tun mir schrecklich weh, ich spreche zu Dir und Du antwortest mir nicht.» Dicht an mich gezogen, hielt ich das Kind, damit es wenigstens fühlte, dass ich bei ihm war.

Nach einigen Tagen, nach sehr viel Leiden, hat sich zuerst das eine und dann das andere Ohr von selbst geöffnet. Offensichtlich haben die Natur, aber auch die heissen Umschläge geholfen. Diese Umschläge machte ich mit einem Tuch, welches ich in den heissen Kaffee eingetaucht hatte.

Die belgische Ärztin hat zum Glück nicht Recht gehabt. Ivan hört auf beiden Ohren vollständig gut.

Am Anfang bekamen wir in Ravensbrück unsere tägliche Portion Brot, Ersatzkaffee und Suppe. In unregelmässigen Abständen kam es auch vor, dass uns eine Portion Margarine zugeteilt wurde. Zu Weihnachten 1944 konnten wir uns sogar eines Stückchens Wurst erfreuen.

Januar 1945

Mehr als zwei Monate waren wir schon in Ravensbrück. In dieser Zeit waren bereits viele Freunde und Bekannte aus dem Presover Transport verschieden. Es war beinahe unerklärlich, dass diejenigen, die am kräftigsten und gesundesten zu sein schienen und noch verhältnismässig jung waren, nur ganz kurze Zeit die Entbehrungen, die körperlichen und seelischen Erniedrigungen ertragen konnten. Sie starben zuerst.

Eine von unseren Freundinnen, Maria Boros, die – obwohl «arischer» Abstammung – als Gattin eines Juden ins Lager kam, war trotz ihrer hervorragenden Gesundheit und sportlicher Kondition bereits am Ende der zweiten Woche gestorben.

Ein tragisches Schicksal hatte auch die den Presovern für ihre Schönheit wohlbekannte Frau Dr. Müller. Sie lebte mit «arischen» Papieren in der Hohen Tatra, im Sonntagh-Sanatorium. «Diese elegante ältere Dame kenne ich aus Presov, sie ist keine Arierin», sagte ein deutsches Parteimitglied auf einer Gesellschaft. Am nächsten Tag wurde sie deportiert. Sie war mit uns in der Baracke. Sie überlebte nicht.

Es waren auch Dreigenerationenhäftlinge in Ravensbrück. Die Frau Serene Sommer mit ihrer Tochter Marta und Enkel Zsigi kamen mit unserem Transport – oder war es mit einem vorherigen? – nach Ravensbrück. Ich habe Serene auf dem Krankenrevier getroffen, sie war in einem sehr schlechten Gesundheitszustand. Nach Wochen, das heisst nach der Verlegung ins KZ Bergen-Belsen, kamen wir mit Marta und Zsigi in den gleichen Block. Serene lebte nicht mehr. Ich komme darauf nochmals zurück, hauptsächlich wegen Zsigi, der gleichaltrig war wie Ivan und als einziger aus seiner Familie diese Hölle überlebte und jetzt in der Schweiz lebt und unser treuer Freund geblieben ist.

Am 21. Januar wurde Ivan acht Jahre alt, und am 25. Januar war mein Geburtstag. Traurige Geburtstage für uns beide.

Februar 1945

Unsere Kräfte liessen weiter nach, und unser «Leben» war noch schlimmer, noch unerträglicher und völlig hoffnungslos. Aber trotzdem war unser Block übersichtlich, und wir wussten oder erfuhren langsam, wer ist wer. Wir wussten, wer neben uns und wer über uns lag, und wir wussten auch, wer am Leben war und wer starb. Eines Morgens nach dem Appell wurden wir verlegt. Niemand erklärte uns weshalb, den Grund ahnten wir nicht. Auf jeden Fall landeten wir in einem anderen Block. Diese Baracke hatte keine Kojen, nur lange Reihen von Strohsäcken, und hier war jetzt unsere Bleibe. Der Sprachenwirrwarr war hier noch grösser, ein totales Babylon. Es waren zwei oder vielleicht drei Blöcke zusammengelegt, das heisst Restbestände, weil viele, sehr viele Menschen starben. Man hörte ausser der deutschen Sprache alle slawischen Sprachen und auch ungarisch, italienisch, französisch, holländisch und flämisch sprechen. Am meisten hörte man in diesem Block ukrainisch sprechen.

Am schwersten konnten die Italiener das rauhe Klima ertragen. Ich begegnete einer italienischen jungen Lehrerin aus Padua. Sie war ein Neuankömmling, und ich war damals schon ein erfahrener Häftling. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie jedes Kleidungsstück, das sie in der Nacht nicht anhat, unter ihren Kopf legen und auch die eventuell noch vorhandenen Brotreste in ihrem Bündel an ihr Handgelenk anbinden sollte. Das nächtliche Stehlen kam tagtäglich vor und nahm von Woche zu Woche zu. Bei Einbruch der Dämmerung gingen Weiberbanden los. Es waren nur drei oder vier solche Gruppen, bestehend meistens aus einem Duo oder Trio, die sich ihre Opfer aussuchten, den Mund der Angegriffenen verstopften, damit sie nicht um Hilfe rufen konnten, sie fesselten und ihnen alles raubten. Diese durch Hunger von ihrer menschlichen Würde entblössten primitiven Weiber waren imstande, für ein Stück Brot zu töten.

Die zarte Italienerin konnte den Angriff trotz meiner Warnung nicht abwehren. Man raubte ihr das sämtliche «Hab und Gut».

Diesmal war es nicht die Brotration, sondern der fehlende Mantel, der ihr zum Verhängnis wurde. In der frostigen Morgenstunde musste sie ohne warme Bekleidung stundenlang Appell stehen. Sie bekam hohes Fieber, nach drei Tagen war sie tot.

Ein ähnlicher Überfall stiess mir auch zu, aber ich konnte ihn abwenden. Es war noch nicht späte Nacht. Meine Häftlingsgefährtingen schliefen noch nicht, sie liessen nur ihren müden Körper für die morgigen Appelle ausruhen.

Auf einmal bemerkte ich in der Dämmerung, dass drei Gestalten sich meinem Bett näherten. Sie wollten den an mein Handgelenk gebundenen Beutel abreissen. Bevor sie aber zum Angriff übergehen konnten, rief ich aus voller Kehle: «Hilfe! Hilfe! Ich bin in Gefahr, man überfällt mich!»

Meine Landsleute, die noch ziemlich bei Kräften waren, liefen vom anderen Ende des Schlafraumes zu mir herüber, um mich zu beschützen. Im Leinenbeutel waren Ivans Filzstiefelchen, die wir noch von zu Hause mitgebracht hatten und bei uns behalten durften, aber kein Brot, wie die Angreifer vermuteten.

Die Weiberbande zog sich zurück, um sich vielleicht ein anderes Opfer auszusuchen.

Die letzten Tage in Ravensbrück

Wir lebten von der Aussenwelt ganz isoliert und wussten nicht, was sich in der Welt abspielte. Ab und zu kam eine mündliche Nachricht aus dem Männerlager, die uns Mut einflössen sollte.

Einmal brachte uns aus dem Männerlager ein älterer Angehöriger der Wehrmacht – der damit sein Leben riskierte – ein Briefchen, darauf stand geschrieben: «Ausharren! Nicht verzagen, es geht nicht mehr lange – wir werden überleben!»

Das Brieflein war von wundersamer Wirkung. In unseren Gedanken waren wir bereits daheim. Wir schmiedeten Pläne, was wir wohl machen würden, wenn wir einmal frei sind! Was werden wir wohl daheim als allererstes kochen, backen? Wir teilten einander die besten Kochrezepte mit, während unser Magen vor Hunger knurrte.

Unsere Zuversicht flaute ab, Tag für Tag holte man Tote aus dem Block ab. Die Brotrationen wurden kleiner, die Suppen noch dünner und noch ungeniessbarer. Die Wurstzuteilungen blieben völlig aus. Randensuppe war unsere Hauptnahrung. Doch schien die quälende Behandlung nachzulassen. Wenn vorher jemand nicht pünktlich zum Appell erschien oder diesem gar fernblieb, wurden alle durch Strafappell gezüchtigt, und der Fehlbare wurde ausserdem bestraft, oft regelrecht totgeprügelt.

Das hörte jetzt auf. Mehrere Aufseherinnen und Kapos wurden versetzt, über Grund und Zweck waren wir nicht im Klaren. Waren diese zu streng gewesen? Oder vielleicht hatten sie angefangen, an der Zukunft des tausendjährigen Reiches zu zweifeln und plötzlich ein menschlicheres Verhalten den unglücklichen Häftlingen gegenüber gezeigt?

Wir hörten die vielen über uns fliegenden Flugzeuge und die nächtlichen Luftangriffe. Luftalarm war an der Tagesordnung. Er galt aber nicht uns, denn Luftschutzeinrichtungen gab es nur für die Wehrmacht, für die SS und für die Lagerleitung. Häftlinge, die sowieso dem Tode bestimmt waren, schützt man doch nicht vor Bomben. Aber die Alliierten schienen zu wissen, wo die KZ oder mindestens wo unseres war. Keine Bombe hat uns Schaden zugefügt.

März 1945

In der ersten Märzhälfte wurde darüber gemunkelt, dass man das Lager evakuieren wolle. Wir konnten es uns kaum vorstellen, auf welche Art dies vor sich gehen sollte. Was waren ihre Pläne? Geht es überhaupt um Evakuierung – oder vielleicht um Massenexekution? Wohin bringt man uns? In welche Richtung? Noch weiter weg von unserer Heimat? Wird man uns in Viehwaggons hineinpfcheren oder auf Lastwagen transportieren? Die, die von weiter entfernten Aussenkommandos zurückkehrten, haben uns berichtet, dass viele Strassen zerbombt und unpassierbar waren.

Doch die Lösung, mindestens für unseren Block, war noch grausamer: zu Fuss! Das war der einwöchige «Todesmarsch». Mein kleiner Ivan, geschwächt von der schlechten Ernährung und von den Folgen einer überstandenen doppelseitigen Mittelohrentzündung, konnte nicht lange mithalten. Er hatte ausserdem Schwierigkeiten mit den Stiefeln. Die sind ihm nämlich knapp geworden, die Zehen wurden mehr und mehr nach unten gebogen und eingekrümmt.

Ich trug ihn auf meinem Rücken, und dann schleppte er sich mit mir, und so gingen wir ein Stück Weges. Dann nahm ich ihn wieder auf den Arm, doch ich hielt auch nicht lange aus. Ich denke auch heute noch in tiefster Dankbarkeit an Kläri Fischer – sie überlebte –, die diesen Todesmarsch zusammen mit uns zurücklegte. Abwechselnd schleppten wir das Kind auf unserem Rücken. Am Wegrande lagen unzählige Leichen, erschöpfte und tote Frauen, einige erschossen. Allmählich haben wir den grössten Teil unserer armseligen Habe weggeworfen, um den Marsch zu erleichtern und ihn durchzustehen. In den Ränzchen bewahrten wir ängstlich jene Kleidungsstücke, die wir von den neben uns verstorbenen Leidensgenossinnen für uns gerettet hatten.

Die Nächte verbrachten wir in den Scheunen von Kleinbauern. Die Ställe, in denen sich auch Tiere befanden, waren uns noch lieber, weil uns dort ein wenig Wärme erfreute. Manchmal trafen wir hilfsbereite, meistens ältere Menschen, die beklommen auf uns schauten. In einer Scheune brachte uns einmal eine alte Frau, in ihr Körbchen versteckt,

warme Milch und Brot. Das war für uns unfassbar – Milch und weiches Brot! Das bedeutete uns damals riesig viel, nicht nur für unseren knurrenden Magen, sondern auch für unsere Seele war das eine Geste der Hoffnung zum Überleben. Uns kamen die wenigen Stunden der Ruhe auf dem weichen Stroh wie ein kurzer Traum vor. Bald brüllte wieder der gnadenlose SS-Mann: «Los! Los! Weiter! Rasch!» – und wir wurden in die endlose Unsicherheit, Ziellosigkeit hinein weitergejagt.

Aber nicht jeder konnte sich in der Früh vom Stroh erheben. In jeder Scheune blieben einige Leichen liegen. Es blieben von uns immer weniger, die fähig waren, weiter zu marschieren. Tage vergingen, Nächte verflogen. Waren es sieben Tage?

Unter fürchterlichen Leiden erreichten wir Bergen-Belsen.

Fast fünfzig Jahre sind seitdem verflossen.

Ich versuche erst jetzt, über die unvorstellbaren Leiden und grässlichen Schmerzen zu schreiben. Zwei Gründe hielten mich bis anhin vom Schreiben zurück. «Die Zeit heilt jede Wunde» – pflegt man zu sagen, aber solche Wunden können sogar nach fünfzig Jahren nicht verschwinden, die sind nur oberflächlich vernarbt. Und ausserdem habe ich Bedenken, dass man die Nazigreueln nach dem Lesen meines Einzelschicksals relativieren wird: «Was will sie, sie hat doch warme Milch und Brot bekommen.» Ich bin nicht Verfechter der Kollektivschuld. Aber ich kann nicht wegen einigen wenigen Menschen, die Mitmenschlichkeit zeigten, allen Schuldigen verzeihen. Ich könnte es für mich, aber nicht für die Millionen, die qualvoll umgekommen sind. Aber wenn ich das – am Spätabend meines Lebens – nicht erzähle, wer sonst?

Ich war nie religiös, aber gottesgläubig, ja! Wie konnte man aber gottesgläubig bleiben und noch weiterhin an Gott glauben, nach dem Er offenbar solche entsetzlichen Greueln geschehen liess?

Ankunft in Bergen-Belsen

Endlich, und mit unsäglich viel Not und Plage, erreichten wir Bergen-Belsen. Wir mussten uns vor einem länglichen Haus aus Holz aufstellen, und da standen wir stundenlang.

Bei dem scharfen Nordwind zitterten wir vor Müdigkeit, Kälte und Hunger. Wir befanden uns auf dem Breitengrad von Hannover, und es war eisig kalt.

Man sagte uns, dass wir baden würden. Wir konnten uns nicht vorstellen, je wieder sauber zu werden. Wir konnten nur soviel sehen, dass immer eine Gruppe von fünfzehn bis zwanzig völlig erschöpfter Frauen, und einige Kinder, die nach dem Todesmarsch noch am Leben geblieben waren, in das Holzgebäude hineingelassen wurden. Herauskommen sahen wir niemanden.

«Das müssen doch Gaskammern sein», flüsterten wir verzweifelt zueinander.

«Aber man hat uns nicht aus Ravensbrück hierhergejagt, um uns hier im Gas zu erledigen...», versuchten wir uns zu beruhigen.

Es waren keine Gaskammern. Später erfuhren wir, dass in Bergen-Belsen überhaupt keine Gaskammern waren. Hier sind die erschöpften Häftlinge vor Hunger und grausamer Behandlung zugrunde gegangen. Der kleine Ivan konnte nicht mehr stehen, langsam liess er sich auf meine Füsse nieder. Völlig verzagt und apathisch wartete er, bis wir drankämen. Endlich öffnete sich eine riesige Pforte. Wir spürten von dort warmen Dampf herausströmen. Mit unendlichem Gleichmut befolgten wir die rauhen Befehle, alle unsere Kleider auf einen Haufen zu werfen.

«Los! Los!» brüllten wieder die SS-Männer und jagten uns nackt in einen anderen Raum. Heisses Wasser strömte von der Zimmerdecke. Wir haben uns gewaschen. Wir sind die Angst vor dem Gas losgeworden – wir wollten nichts anderes, als die heilende Wärme geniessen, wir wollten Schmutz und Dreck abspülen.

Dann öffnete man am anderen Ende des Raumes eine riesige Flügeltüre. Nach dem heissen Duschen jagte man uns hinaus in die eisige Märzkäl-

te. Draussen auf einem Tisch lag ein Haufen desinfizierter Kleidungsstücke. Wir zogen diese rasch auf unseren nassen Körper an, denn diese Kälte war Morden in einer anderen Form. Ich habe diese Bildsequenzen in genauester Erinnerung, doch es gibt einige Umstände, die eine Klärung verlangen. Um von der hier beschriebenen Geschichte nicht abweichen zu müssen, verweise ich auf den Abschnitt «Die Genauigkeit des Buches».

Ohne Hoffnung in Belsen

Hier gab es auch Baracken für «Mütter und Kinder». In eine solche kamen auch Ivan und ich. Unsere neue Bleibe war voll. Alles war viel enger als in Ravensbrück. Bei unserer Ankunft mussten alle noch enger zusammenrücken. Dort trafen wir mit mehreren Freunden und Bekannten zusammen. So zum Beispiel mit Frau Dr. Grosswirth-Weiner und ihren beiden Töchtern und Frau Sari Brody mit ihrem Kind. Am nächsten stand uns Frau Marta Baumöhl mit ihrem kleinen Sohn Zsigi. Wir lagen in unseren Kojen dicht nebeneinander.

Die Baracke war trotz der Enge und Völle noch in Ordnung, falls so ein Ausdruck hier überhaupt angebracht sein kann. Der erste Gang «nach dem Duschen», welcher uns zu der Baracke führte, mahnte uns eigentlich an viel Schlimmeres. Wir sahen links und rechts Leichen. Aus Ravensbrück waren wir an Tote gewohnt, an Erschossene oder an diejenigen, für welche der Stacheldraht die Erlösung war. Die Leichen, die wir bei der Ankunft in Belsen sahen, waren anders.

Diese Leichen waren nicht abgemagerte Häftlingskörper, sondern Skelette, die von der armseligen Bekleidung entblöst waren. Wieviel Leid, Hunger und Qual war all dem vorangegangen?

Unsere wichtigste Sorge war das Essen. Die Suppenportionen und Brot bekamen wir noch. Unser neues Dasein hatte angefangen. Unsere Überraschung am Morgen war gross, als wir feststellten, dass es hier keinen Appell gab.

«Hier gibt es keinen Appell», erklärte uns Frau G. aus Brünn, und im Rest des Satzes klang Hohn: «Das ist ein Erholungslager, nicht ein Arbeitslager.»

Unser erster Gang ausserhalb der Baracke führte uns auf die Latrine. Es waren zwar Aborte in unserem Block, aber man musste sich anstellen. Die Tage vergingen, wir mussten noch mehr zusammenrücken, weil noch weitere Transporte kamen. Die wachsenden Haufen von Leichen machten Platz für die Neuankömmlinge.

Wasser war noch knapper geworden, die Dysenteriefälle häuften sich, und eine Typhusepidemie brach aus. Die dritte Krankheit – Tuberkulose – griff um sich. Wir konnten die Krankheiten und deren Symptome nicht auseinanderhalten. Durchfall, Kopfweh, Krämpfe, Atembeschwerden, Husten mit Blut – das war nicht nur um uns herum, es betraf uns direkt. Wir sahen selten SS-Männer und SS-Frauen. Frau G. klärte uns auf, warnte aber gleichzeitig:

«Die wissen, dass sie verloren haben. Aber sie wollen keine Zeugen übriglassen. Und sie werden uns alle krepieren lassen. Dies hier wird niemand überleben.»

Ich wollte nicht mehr zuhören. Ich sah, dass die Leute von Tag zu Tag apathischer wurden, ich musste aber standhalten. Frau G. fuhr fort: «Hast Du den Namen Josef Kramer gehört? Nein? Und Irma Grese? Nein? Also Josef Kramer ist Kommandant des Lagers. Ein brutaler Kerl. Man sagt, dass er sogar stolz darauf sei, dass man ihn <Bestie von Belsen> nennt. Aber die wirkliche Bestie ist Irma Grese, eine Frau mit Engels Gesicht und einer Peitsche. Sie ist hier jetzt noch allmächtig, und sie macht ihre Runden. Wenn Du sie siehst, schau weg, verdrücke Dich, bis sie vorbei ist.»

Unsere Lage hatte sich rapid verschlechtert. Suppe bekamen wir nur unregelmässig, und Brot nur manchmal. Viele gingen herum, um etwas zu stehlen. Ich traute mich nicht, Ivan allein zu lassen, und stehlen konnte ich nicht mehr erlernen. Wir ergatterten hie und da etwas oder bekamen etwas vom Gestohlenen ab. Die «Erfolgreichen» verzehrten das Essbare – falls sie es schafften. Aufbewahren konnte niemand etwas, auch die Stehlenden wurden bestohlen.

Wir stellten noch etwas Wichtiges fest. Wir brauchten nur sehr wenig, um den Hunger zu stillen. Es schien, als ob unsere Mägen schrumpften, und wir mussten daher nur sehr wenig zu uns nehmen. Ich beobachtete mit Sorge, wie sich bei Ivan die befürchteten Hungerödeme am Bauch und an den Beinen zeigten.

Es hatte sich herumgesprochen, dass es die Läuse waren, die den Typhus übertragen. Die schmutzigen Kleider und auch die Haare suchten wir

gründlich nach Läusen ab. Die Verseuchung stieg aber von Tag zu Tag an. In diesem Kampf waren wir also nicht allzu erfolgreich.

Damals lebten wir in einem seltsamen Bereich zwischen Angst und Verzweiflung. Die Aufseherinnen und die Lagerleitung sahen wir nicht mehr. Noch vor Kurzem war Marta Baumöhl von einer Aufseherin angehalten worden, die ihr das Angebot machte, sie zusammen mit ihrem Kind als Haushälterin aufzunehmen. Marta war unendlich überrascht. Warum gerade sie? Die Aufseherin zeigte sich nicht mehr, und die Typhusepidemie, die weiter um sich griff, erreichte auch Marta. Ganz kurz vor der Befreiung schlief Marta in der Koje neben uns für ewig ein.

Vom Flecktyphus wurden wir alle, Ivan, Zsigi und auch ich, angesteckt. Über die schwersten Tage seiner Krankheit blieb Zsigi mit uns.

Nach der Befreiung verlor ich ihn während der Quarantäne aus den Augen. Später erfuhr ich mit Freude, dass er nach der Behandlung in Bergen-Belsen in ein Krankenhaus nach Schweden verlegt worden war, wo man alles unternommen hatte, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Erst nach mehr als einem Jahr kehrte Zsigi, noch nicht gänzlich erholt, in seinen Heimatort Presov zurück.

April 1945

Im ganzen Lager ging das Wasser aus. Viele vegetierten entkräftet und apathisch dahin. Diejenigen, die noch einigermaßen mobil waren, schleppten sich umher und suchten Verwandte und Bekannte, die noch vor oder nach uns eingeliefert wurden.

«Du, Zsuzsa», sagte mir auf einmal ein besonders mageres, trotzdem noch jung aussehendes Geschöpf aus Bratislava, «ich habe hier irgendwo Deine Schwester Ilka gesehen.» Auf mein Drängen «Wo? Wo? In welchem Block?» konnte sie mir nichts Näheres sagen; sie wiederholte lediglich, ganz genau zu wissen, dass es sich um meine Schwester handelt.

Ich war sehr aufgeregt – erstens vor Freude, dann aus Sorge, ob und in welchem Zustand ich sie finden werde.

Ich sammelte alle meine Kräfte und nahm den kleinen, schon sehr geschwächten Ivan bei der Hand. Wir gingen von Block zu Block «die Tante Ilka» suchen. Zwischen den Gängen, mit den aufeinander gebauten Pritschen, rief ich überall hinein: «Ich suche meine Schwester, Ilka Diamant, aus Bratislava!» Auf meinen verzagten, wiederholten Zuruf kam keine Antwort. Niedergeschlagen, erschöpft, hoffnungslos beabsichtigte ich, in unsere Baracke zurückzukehren.

Auf einmal erblickte ich auf der letzten, in die Höhe gebauten Kojen eine fast kahlköpfige, von Krankheit und Leiden gezeichnete Gestalt. Sie schaute herunter und rief weinend zu mir: «Zsuzsa, Ihr seid auch hier in dieser Hölle?» Ich erkannte zuerst meine Schwester nicht, nur ihre Stimme. Ist das wirklich meine Schwester? Ich zögerte mit meiner Antwort. Schluchzend und wortlos fielen wir uns in die Arme.

Einzelheiten von der Deportation meiner Schwester habe ich viel später erfahren. Ilka wurde mit ihrem Mann, Dr. Nikolaus Diamant, vom Bratislaver Ghetto in das Sammellager nach Sered versetzt. Hier konnten sie noch eine Weile mit befreundeten Familien unter erträglichen Umständen leben. Sie hofften, der «Endlösung» zu entkommen.

Doch die günstige Situation war von kurzer Dauer. Das Lager in Sered wurde aufgelöst. Um die sofortige Deportation zu vermeiden, blieb ihnen, genau wie auch den übrigen ehemaligen Lagerinsassen, nur die Flucht in die Berge oder ein Versteck in den Wäldern und Dörfern übrig. Wie die meisten Verfolgten ereilte auch das Ehepaar Diamant das damals unvermeidliche Schicksal. Sie wurden verhaftet und deportiert. Meine Schwester wurde im Lager Grossrosen inhaftiert und mein Schwager in Oranienburg eingesperrt, von wo er nie wiederkam. Die Liquidierung des Lagers Grossrosen geschah teilweise per Bahn, in Viehwaggons, und am Ende zu Fuss.

Wir waren also mit Ilka zusammen. Ich konnte sie in unserem Block unterbringen. Verglichen mit dem Horror, den ich in Ilkas Block sah, musste ich zugeben, dass es bei uns im Kinderblock doch etwas besser war. An diesem Tag, als wir Ilka zu uns holten, bekamen wir noch je eine Schüssel Suppe, und wir ahnten nicht, dass das die letzte Verteilung war. Von jetzt an gab es nichts mehr. Weder zum Essen noch zum Trinken. Keine Flüssigkeit, keine Kalorien. Ilka lag apathisch da, und uns alle quälte der Durst. Wir hatten geschwollene Beine und schiefen die meiste Zeit.

Die Latrine benützten wir weniger und weniger, da wir, sowieso leer, nichts zum Verwerten hatten. Es regnete ein paarmal. Dann schöpften wir jeweils etwas Wasser, und in den Wasserpfützen befeuchteten wir unsere fiebrigen Gesichter und kühlten sie ab. Ivans Bauch wurde wieder flach, wir waren dehydriert und konnten nur schwer atmen. Ich habe mehrmals Ivans Puls gespürt – er war unregelmässig, manchmal schnell und manchmal kaum wahrnehmbar.

Immer neue Transporte kamen von den aufgelösten Lagern, doch die Anzahl der Insassen wurde täglich kleiner. Das Gebet «... unser tägliches Brot gib uns heute, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern...» half uns nicht. Es war nichts, aber gar nichts zum Essen da.

Es blieb dabei, dass wir nie mehr, nie mehr eine Essenration bekamen und keine Kraft mehr hatten, uns mindestens etwas von auswärts zu besorgen. Das Bewachungspersonal war ausser auf dem Wachturm nicht

mehr sichtbar. Doch ein älterer Soldat kam zu uns, direkt in den Block, und leerte seine Taschen: Rote Rüben hat er uns gebracht. Ungeschält haben wir sie gegessen. Wieder etwas im Magen – das war ein herrliches Gefühl.

Wir waren jetzt ganz, ganz schwach. Wir konnten kaum gehen, Ivan nur auf allen vieren. Die Latrine war – gemessen an unseren Kräften – unendlich weit. Das war nicht mehr zu schaffen. Und jetzt kam einer der schlimmsten Momente. Alles in uns war zusammengebrochen. Wir hatten nicht mehr die Kraft, die Leichen beiseite zu schaffen. Viele blieben in ihren Kojen mit den Toten liegen.

Ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie es über uns auf den Pritschen war. Hinauf- und hinunterzuklettern war nicht mehr machbar. Unser Raum wurde zur Hölle: Stöhnen, langsames Atmen, Husten, Husten mit Blut – für viele die letzten Atemzüge.

Die weisse Fahne

Wir wussten die Tage nicht mehr zu zählen, aber es war der 15. April 1945, als jemand in die Hütte rief: «Weisse Fahne, wir sind befreit!» Nur wenige waren davon beeindruckt, ich aber doch. Ich stand vorsichtig auf. Wie in Trance bewegte ich mich auf den Eingang zu – und ich sah tatsächlich die Fahne.

«Ilka, Ivan – wir sind frei!» schrie ich mit unendlicher Freude. «Steht auf! Kommt!»

Wir stellten uns vor den Block und schauten uns das Wunder an. Das Eingangstor war zu, aber der Wachturm war leer. Wir waren nicht mehr an das grelle Licht gewöhnt. Das Tageslicht tat uns weh, aber wir starrten dennoch das Eingangstor an. Im Freien hatte sich einiges verändert. – Überall lagen Tote: verstreut auf den Wegen, in den Gräben, an die Wände gelehnt, auf den Treppen – voll, voll, überall Tote.

Wir konnten auf einmal beim Tor eine Bewegung beobachten. Ein Wagen mit zwei Offizieren in für uns unbekanntem Uniformen und mit einem SS-Mann fuhr herein.

«Hast Du gesehen, der SS-Mann war ohne Abzeichen?»

Nein, das haben wir nicht gesehen.

Nach einer gewisser Zeit fuhr der Wagen ab. Das Tor war wieder zu. Wie ist das möglich? Ist das die Befreiung? Ein paar Häftlinge – die kräftigeren – versuchten, das Tor zu öffnen, aber es ging nicht. Die Deutschen waren weg, aber wir blieben weiter eingesperrt.

Ein verzweifelter, vor Hunger wahnsinnig gewordener Häftling warf sich auf den Zaun. Es stellte sich heraus, dass dort kein Strom mehr war. Diesem Todeskandidaten blieb aber noch so viel Kraft übrig, seinem Leben mit einem anderen Mittel ein Ende zu setzen. Mit einem Stückchen Glas durchschnitt er seine Ader.

Das war nicht der einzige Mensch, der vor Hunger wahnsinnig wurde. Im Roman «Der Hunger» beschreibt Knut Hamsun, was für Zustände der Hunger auslösen kann. Nie war ich imstande gewesen, dieses Buch zu Ende zu lesen. Jetzt konnte ich mich überzeugen, dass einige vor

Hunger tobten, andere irreredeten, phantasierten, halluzinierten, mit feinem Essen reich geladene Tische vor sich sahen, welches sie nicht anrühren durften. «Nimmt es nicht weg, nimmt es nicht weg, lasst es hier!» schrien sie rasend und wütend mit der letzten Kraft, die sie aufbringen konnten.

Der Strom im Stacheldrahtzaun war also ausgeschaltet, und es gelang einigen, den Stacheldraht zu überwinden. Häftlinge kamen zurück, mit Kartoffeln und anderem Essbaren. Diese «Schätze» ergatterten nur die Kräftigeren. Wir, die Schwächeren und die Schwächsten, gaben uns mit den Resten zufrieden.

Am 16. April passierte nichts, aber am 17. April kam die «richtige Befreiung».

Die Befreiung

Bei der Befreiung konnte Ivan nicht mehr stehen oder gehen – er schleppte sich nur auf allen vieren. Seine Beine und sein Bauch waren geschwollen und durch Hungerödeme gekennzeichnet. Mit seinen acht Jahren wog er neun Kilogramm.

Die Einheiten des «Royal Army Medical Corps» begannen ihre Tätigkeit damit, dass sie in riesigen Zisternen Wasser herbeischaffen liessen. Wir litten unendlich an Durst. Dann wurden Konserven in überreichlichen Mengen verteilt. Wir bekamen Sardinen, Erbsen, Bohnen, Ham and Eggs, allerlei gute Fischkonserven, getrocknete Feigen und viele andere «goodies» (feine Sachen).

Die ausgehungerten Menschen stürzten sich auf das Essen und konnten nicht damit aufhören. Aber die vor Hunger zusammengeschrumpften Mägen konnten die ungewohnte Nahrung nicht verdauen. In die Hunderte und Aberhunderte ging die Zahl derer, die auf Haut und Knochen abgemagert, mit perforiertem Magen unter unerträglichen Schmerzen und Krämpfen starben.

Die Befreier hatten es mit dem reichlichen Nahrungsmittelangebot sehr gut gemeint, sie hatten jedoch keine Erfahrung mit derartigen Hungerzuständen und konnten nicht ahnen, welche katastrophalen Folgen das gute und reichliche Essen für verhungerte Menschen haben kann.

Diesem entsetzlichen Tod sind wir nur dadurch entgangen, dass wir den reichlich ausgeteilten Proviant nicht völlig verzehrten. Wir konnten uns nämlich nicht vorstellen, dass wir nachfolgend noch weiteres Essen bekommen würden, und vorsichtshalber hoben wir davon einen Teil für «schlimmere Zeiten» auf.

Meine übertriebene Vorsicht war unbegründet, aber sie hat uns zum Glück vor den qualvollen Folgen einer Übersättigung bewahrt.

Die Lagerübergabe an die «Number 10 Garrison Detachment» und an das «113 Light Anti-Aircraft Regiment» bemerkten wir übrigens nicht. Es war nicht die Anwesenheit der Engländer, sondern das Trinkwasser... Die Trinkwasser enthaltenden Zisternenwagen bedeuteten und symbolisierten für uns die Befreiung.

Beim Anblick der Wasserzisternen konnten wir uns nicht mehr beherrschen. Nach zweieinhalbwöchigem Dursten – wenn man das Regenwasser aus den Pfützen nicht mitrechnet – stürzten wir uns mit den letzten Kräften auf die Wasserbehälter. Ich wollte unbedingt zwei Becher Wasser erhalten, damit mein Ivan möglichst rasch einen Schluck Wasser bekommt. Die Austeilung des Wassers war schon ziemlich fortgeschritten, und ich befürchtete, es bliebe für uns nichts übrig. Ich konnte mir nicht vorstellen, auf weitere Zisternenwagen zu warten.

Mit einem grossen Schritt wollte ich in der Schlange vorwärtskommen. «Dränge Dich nicht vor, Du widerliche Kreatur!» schrie mich eine selbsternannte Anführerin an, die jetzt die Austeilung leitete. Vom Bock des Zisternenwagens schlug sie mich mit voller Kraft mit einer Peitsche übers Ohr. Vor Schmerz brach ich zusammen, aber ich zwang mich wieder auf die Beine; und die kühle herrliche durststillende Flüssigkeit habe ich für Ivan und für mich doch erhalten.

Die britische Armee reagierte nicht nur beim Bereitstellen von Wasser rasch und zuverlässig, sie forderte auch sofort einen Spezialisten für Hungerkatastrophen an. Man fing sogleich mit der Verteilung von «Bengal Famine Diet», einer melassehaltigen Flüssigkeit (beinhaltend Glukose und Salze) an. Diese Diät hatte sich bereits vor Jahren in Bengalen (Indien) bewährt und hier Hunderten und vielleicht Tausenden das Leben gerettet, viele fast aus dem Jenseits zurückgeholt.

Wir hatten jetzt Wasser zum Trinken, flüssige und feste Nahrung zum Essen und konnten warmes Wasser zum Waschen schöpfen. Ich erholte mich innert Stunden und konnte mich um Ivan, Ilka und auch um Zsigi kümmern. Aber sonst blieb vieles noch tagelang beim alten. Das Sterben um uns herum hatte noch nicht aufgehört.

Trauer und Zorn

Alle SS-Männer und SS-Frauen (ausser Josef Kramer und Ilse Grese) wurden vom britischen Kommando zur Beseitigung der Leichen beordert. Grosse Lastwagen fuhren vor, und die ehemals mächtigen SS-Männer und SS-Frauen mussten Leichen auf die Lastwagen aufladen und in den Gemeinschaftsgräbern abladen.

Ein Lastwagen nach dem anderen. Hundert oder vielleicht zweihundert abgemagerte, ausgemergelte, malträtierte Leichen bei jeder Ladung, von morgens bis abends. Die SS-Männer mussten jetzt unter den gleichen Bedingungen, und mit der gleichen Kalorienzuteilung, wie ehemals die Häftlinge schufteten. Jeweils eine kleine Pause war den SS-Männern gegönnt, sie durften sich auf den Boden des Gemeinschaftsgrabes hinlegen.

Unsere Herzen waren mit Trauer und Zorn erfüllt, als wir das Aufladen von Leichen sahen, und es war auch eine winzige Genugtuung, dass unsere ehemaligen Peiniger jetzt so litten, wie wir noch vor Kurzem.

Als das erste Grab voll war, und zwar mit genau 5'000 Leichen, wurde eine Messe abgehalten und das Grab zugeschüttet. Dann entstand das Grab Nummer 2, und dann das Grab Nummer 3, und das britische Kommando kam zur Einsicht, dass das Ganze zwar «richtig läuft», aber zu langsam. Die Eindämmung der Typhusepidemie hatte Vorrang vor den Pietätsüberlegungen. Das britische Kommando musste sich zu etwas entschliessen, was jetzt, fast nach fünfzig Jahren, unwahrscheinlich klingt: Man setzte Bulldozer ein, nicht zur Aushebung der Gräber, sondern zur Beförderung der Leichen ins Grab. Die Nachwelt kann das sonderbare Zustandekommen der Gräber durch das Wort «about» erahnen. Die Zeit drängte, man hatte nicht mehr die Möglichkeit, die Leichen zu zählen. About 5'000, about 3'000, about 7'000 – so ging es weiter und weiter. Ungefähr 5'000, ungefähr 3'000, ungefähr 7'000. Wer kann das alles zusammenzählen? Der englische Kaplan schritt von Grab zu Grab – von Messe zu Messe.

Dem Inferno entrissen

Es bestand eine fast komplette Sprachbarriere zwischen der britischen Armee und den Häftlingen. Meine Englischkenntnisse ermöglichten mir, mich zu erkundigen, wie es jetzt weitergehen würde.

«Wir sind dabei, die SS-Panzerschule in Spitalsäle umzuwandeln*, erklärte mir ein englischer Offizier. «Wir haben Tausende von Betten requiriert und auch neue erstellen lassen, und wir werden sie in eine saubere Umgebung transferieren.»

Es war der 20. April, der Tag, als der Umzug ins Spital anlaufen sollte. Es kam aber zu einer Verspätung, weil eine deutsche Fliegerinheit das Lager angegriffen hatte. Die Perversität des Angriffes bestand nicht nur in der Tatsache, dass man auf ein befreites Lager schoss, sondern vielmehr darin, dass die Beschüsse ausschliesslich den Einrichtungen des Roten Kreuzes galten.

Sechs Tage nach dem Hissen der weissen Fahne, vier Tage nach der ersten Wasserzisterne waren wir noch immer in unserem Block. Ivan, sehr sehr schwach, und Ilka völlig apathisch, warteten wir auf die Verlegung ins Spital. Alles andere war für uns nicht wichtig. Wir wollten möglichst schnell in die Ambulanz gelangen. Endlich brachte man die Bahren. In einem Ambulanzwagen hatten vier Kranke Platz. Mehrere Wagen waren pausenlos im Einsatz. Die Kinder hatten bei dem Abtransport Vorrang. Ivan hielt mich fest an der Hand, als man ihn holte, und es gelang uns, gleichzeitig mit der Ambulanz weggebracht zu werden. Eine holprige, langsame Fahrt begann, um den verseuchten Staub nicht aufzuwirbeln. Durch das Hinterfenster des Ambulanzwagens sahen wir das Belsen-Lager in die Ferne rücken. Wir waren endgültig gerettet. Wir waren dem Inferno entrissen.

So wurden wir sauber

Man legte uns nackt auf die Bahren und wickelte uns in saubere Laken ein. Unsere armselige Bekleidung blieb auf einer Halde vor der Baracke liegen.

Nach einer etwa zwanzigminütigen Fahrt wurden wir auf der Bahre in einen Waschraum hineingereicht und auf einen Tisch gelegt. Je zwei starke deutsche Krankenschwestern seiften uns ein, schrubbten, wuschen und spülten uns ab, die Haare wurden gewaschen (nicht geschoren), und dann wurde die ganze Prozedur wiederholt.

Sauber eingepackt, wurden wir in die Spitalsäle gebracht, ins Bett gelegt – und total erschöpft, aber überglücklich schliefen wir ein. Inzwischen lief die Maschinerie des Säuberns auf vollen Touren weiter. Die Krankenschwestern waren von den Engländern zu dieser Arbeit beordert, und manche andere meldeten sich freiwillig zu dieser Schwerarbeit, um zu helfen. Wie sich bald herausstellte, war das eine gefährliche Arbeit. Viele eingesetzte Frauen, die in pausenlosem Einsatz schufteten, wurden vom Typhus angesteckt und starben.

Wir wachten in einem weichen, sauberen Bett auf, wo wieder alles menschlich aussah. Draussen, ein paar Kilometer entfernt, ging das Sterben weiter. Hier im Spital zählte jedes Menschenleben, man wurde umsorgt, behandelt – wieder ein menschliches Dasein.

Lazarett in Bergen

Bei der Einlieferung ins Spital war ich noch mit Ivan zusammen. Als ich in einem Krankenzimmer in einem herrlich weichen Bett die Umgebung wahrnehmen konnte, bemerkte ich, dass das Kind nicht bei mir war. Auf meine Frage, wo mein Kind wäre, schauten die Pflegerinnen einander an und flüsterten: «Sie spinnt.» Ich blieb aber hartnäckig dabei, dass das Kind bis zum Eingang bei mir gewesen sei, und ich forderte energisch, man solle nachforschen, wohin man es im Gedränge irrtümlicherweise eingewiesen hatte, und ich verlangte, das Kind unverzüglich zu mir zu bringen.

Wir bekamen jetzt nicht mehr Kaifée mit Brom, sondern gesundes Trinkwasser oder Tee oder was immer wir uns wünschten. Jetzt sind wir Menschen geworden, die Gefühle hatten, die wieder nachdenken und sich Kummer machen konnten und die von traurigen Gedanken überwältigt und tief besorgt waren.

Tag und Nacht litt ich unter der Sorge, ob mein auf Knochen und Haut abgemagertes Kind in einem Krankenzimmer, in fremder Umgebung, wo man vielleicht seine Klagen nicht wahrnimmt..., ob er sich dort von der schweren Krankheit überhaupt erholen wird. Im Spital starben viele. Ihr geschwächter Organismus war nicht widerstandsfähig.

Über meine Schwester wusste ich, dass sie im selben Krankenhaus war, nur wo? In welchem Zimmer konnte ich nicht erfahren. Aufzustehen vom Bett, um sie ausfindig zu machen, das hätte ich nicht geschafft.

Eine englische Delegation vom Roten Kreuz kam vorbei, um das Lazarett zu kontrollieren. Sie blieben auch an meinem Bett stehen und fragten mich, wie es mir ginge und ob ich irgendwelche Wünsche hätte.

Ich beantwortete ihre Fragen auf englisch. Weinend erklärte ich ihnen die Situation und flehte sie an, zu veranlassen, mein Kind zu finden und es zu mir zu bringen. Die Pflegerinnen wiederholten ihre Meinung mit der typischen Handbewegung: «Sie spinnt.» Einige Tage waren vergangen. Mein Fieber hielt an, ständig über 40 Grad, so dass man sich nicht

wundern konnte, dass die Umgebung überzeugt war, dass ich fantasiere. Zufällig vernahm ich, dass ein Pfleger ein Ungar sei. Ich versprach ihm das Blaue vom Himmel, wenn er mein Söhnchen in irgendeinem Krankenzimmer entdecke. Es waren ja nur noch sehr wenige Kinder da. Ich bat ihn, seine kleinen Patienten ungarisch anzusprechen und zu fragen: «Bist Du Ivanko?»

Wieder waren einige Tage vergangen, und ich machte mir unendliche Sorgen. Auf einmal öffnet sich die Türe, und was sehe ich? In den Armen des braven ungarischen Pflegers, in einem hellblauen langen Nachthemd, welches ich noch jetzt vor mir sehe, war mein kleiner, sehr magerer, blasser Ivan! Die Freude des Wiedersehens äusserte sich beiderseits in nicht aufhörendem stillem Weinen. Er hatte noch Fieber, war sehr schwach, aber bei mir!

Er blieb bei mir im selben Bett. So blieben wir bis zu unserer Entlassung in das Rekonvaleszentenheim.

Vorläufig bestand unsere Nahrung aus Tee, Suppe und Biskuits. Unsere Mägen konnten keine vollwärtige Kost vertragen. Die medizinische Behandlung und die klinische Versorgung waren ausgezeichnet. Allmählich erholten wir uns.

Mai 1945

Sobald wir aber normal nachdenken konnten, überkam uns die riesige Sorge um unsere Familienangehörigen. Wir lauerten auf Nachrichten, wie die Lage in der Welt wäre: Wer ist am Leben geblieben? Wem gelang es, alles zu überstehen? Wer wurde nach unserer Deportation verhaftet und abtransportiert? Wie hatte Presov die weiteren Bombardierungen überstanden? Wir machten uns Sorgen um unsere Heimatstadt Presov, die schon bei unserer Deportation ziemlich zerbombt war, unter anderem auch das Waisenhaus, wo seinerzeit für eine Weile meine Kinder Obdach gefunden hatten.

In Sorgen und Hoffnungen vergingen die Wochen. Die Rekonvaleszenten wurden in Erholungshäuser, die aus den Kasernen von einem Tag auf den anderen in bequeme Wohneinheiten umgewandelt worden waren, einquartiert. Diese wurden von deutschen Frauen, die sich freiwillig gemeldet hatten, instand gehalten. Sie wollten helfen, aber auch ihr Gewissen erleichtern, denn «sie wussten von nichts». Da lebten wir wieder zusammen, Ilka, Ivan und ich.

Die Rekonvaleszenz löste bei manchen, hauptsächlich bei sehr jungen Ex-Häftlingen, die nach dem langjährigen Leiden jeden Halt verloren hatten, eine merkwürdige Reaktion aus. Sie wurden rachsüchtig und aggressiv. In ihrer Verzweiflung wegen des unendlichen Leides, der Erniedrigungen und Verluste ihrer Familie nahmen sie das Gesetz oft selbst in die Hand und rächten sich an den Deutschen. Sie formten Gruppen, streiften umher und vernichteten Privateigentum von Menschen, von denen sie annahmen, dass diese an dem ganzen Unheil schuldig wären. Sie zerstörten alles, was ihnen in die Hände geriet.

Das englische Militär schaffte dann Ordnung. Niemand wurde bestraft, man hatte Verständnis dafür, dass hier psychisch eine Reaktion auf das ganze Leid abgeleitet wurde, und auf Wahnsinn antworteten sie mit Wahnsinn.

Das Ende des Krieges, der 8. Mai 1945, wurde hoch gefeiert. Für jedes

Volk wurde die eigene Hymne gespielt Stehend hörte jede Gruppe ihre eigene Hymne. Ergriffen, gerührt hörte ich die ungarische, tschechoslowakische und die jüdischen Hymne an. Welche stand mir am nächsten? Ich wusste es nicht – und weiss es auch heute nicht.

Meine Sprachkenntnisse konnte ich gut gebrauchen. Als Dolmetscherin übersetzte ich aus dem Ungarischen, Deutschen, Slowakischen, Englischen, ich verstand auch die Belgier, die Holländer und sogar die Zigeuner. Meine pharmazeutischen Kenntnisse waren im Lazarett für die Verständigung mit den Patienten nützlich. So konnte ich dort die Fachausdrücke übersetzen. Im Allgemeinen machte jeder von seinen Fähigkeiten Gebrauch. Die Schneiderinnen nähten aus Decken kleidsame Kostüme, und auch die Schuster und die Friseure wurden in ihrem Fach tätig. Geld hatten wir keines, aber Textilien, Kosmetika, Konserven und das, was wir von den Engländern zugeteilt bekamen, bildeten die neuen Devisen. Es entwickelte sich ein reger Tauschhandel.

Eine kleine Milchkanne hatten wir irgendwo «organisiert», und Ivan, der wieder aufrecht gehen konnte und statt den drückenden Stiefeln bequeme, luftige Sandalen trug, holte uns Milch aus der Offiziersmesse. Man gab ihm immer reichlich, denn man wollte ihm eine Freude machen. Er konnte alles haben, Schokolade, Rosinen, Kaugummi.

Einmal kam eine Delegation aus Schweden zur Überprüfung der Lebensverhältnisse der Befreiten aus dem aufgelösten Lager in Bergen-Belsen. Jedes von den wenigen überlebenden Kindern wurde nach seinem Wunsch gefragt. Die meisten wünschten sich einen Zeichenblock und Farbstifte. Mein Ivan auch. Die Zeichnung, die er dann anfertigte, kam vor eine Kommission. Diese fand meinen Sohn so talentiert, dass die Kommission mir vorschlug, mit dem Kind zusammen nach Schweden zu gehen. Dort würde man ihn auf Staatskosten im Zeichnen und Malen ausbilden. Sie meinten, es wäre schade, sein Talent nicht zu fördern.

Aber ich wollte davon nichts hören. Gierig und ungeduldig warteten wir auf die Zeit, in der wir transportfähig sein würden. Unser einziger Wunsch war: «nach Hause, nach Hause, nach Hause».

Übrigens, viele Länder boten an, einige hundert Befreite aufzunehmen; das nobelste Angebot machte Schweden – sechstausend Menschen fanden dort ihr neues Heim.

Damals hatten wir die feste Hoffnung, dass wir die Familie, wenn auch möglicherweise nicht vollzählig, zu Hause vorfinden würden. Bei der guten und ausgiebigen Verpflegung begannen wir allmählich kräftiger zu werden und an Gewicht zuzunehmen. In Gedanken waren wir ständig zu Hause. Zitternd und oft weinend vor Aufregung und Freude dachten wir an den Augenblick, in dem wir die mit Liebe und Sorge in unseren Gedanken gehüteten Angehörigen in die Arme schliessen könnten.

Juni 1945

Gegen Ende Juni 1945 meldeten wir der Kommandantur, dass wir uns transportfähig fühlten und nach Hause wollten. Mit leichten Herzen verliessen wir Bergen-Belsen und kehrten durch das zerbombte und zerstörte Deutschland in die Tschechoslowakei zurück. Die Ankunft in Presov war trauriger, als wir uns das je vorgestellt hatten. Von den ganz nahen Familienmitgliedern fehlten siebzehn, unter ihnen mein Mann, mein älterer Sohn Paul und meine Mutter.

Seitdem sind fast fünfzig Jahre verflossen. Die Wunde, die der Verlust meiner Liebsten in mein Herz gerissen hat, ist unheilbar. Das Andenken an die Geschehnisse bleibt in mir bis zu meinem Tode wach. Ich kann sie – und will sie auch nie vergessen.

Anstatt eines Epilogs

1945 Heimkehr

Abfahrt aus Bergen-Belsen im Juli 1945.

In Pilsen, dem ersten Ort nach der deutsch-tschechischen Grenze, Begrüssung mit Blumen.

Weiterreise nach Prag, Ankunft in Prag am 14. Juli. Repatriierungsbüro, erstes Geld, Verpflegungscoupons. Bekleidung durch die UNRRA.

Unterkunft in einer YWCA-Pension in Prag.

Zahlreiche Aushängetafeln: ICH SUCHE MEINE FRAU ...,

ICH SUCHE MEINEN MANN ..., ICH SUCHE MEINE SCHWESTER...

Uns sucht niemand.

Weiterfahrt nach Bratislava.

Unterkunft im Hotel Dachs.

Hier erfolgt die Konfrontation mit den harten Tatsachen – von wem liegt die sichere Todesnachricht vor, wen erwartet man noch, und wer ist schon zu Hause?

Meine Schwester Magda und ihre Tochter Susi haben überlebt.

Ilkas Mann lebt nicht mehr.

Die Züge verkehren unregelmässig.

Mit Unterbrechungen und Umsteigen Ankunft in Presov am 27. Juli 1945.

Aufnahme bei Magda.

Der erste Mensch, den ich auf der Strasse erblicke, ist der Gardist, dem ich in der Gestapohaft im November 1944 mein Geld abgegeben habe. Wie versteinert sieht er mich an, weicht aus und verschwindet dann aus Presov.

In den ersten Wochen und Monaten hält mich die Hoffnung aufrecht, dass mit den heimkehrenden Transporten auch mein älterer Sohn Paul eintreffen könnte. Er ist nie zurückgekehrt.

Mein Hauptziel ist, Ivans Gesundheit wiederherzustellen.

Ivan reist mehrmals in die Hohe Tatra zur ärztlichen Behandlung.

1946 Eigene Wohnung

Ivans Einschulung erfolgt im Februar 1946. Er hat weder die erste noch die zweite Klasse absolviert, aber aufgrund der sehr guten Eignungsprüfung kommt er gleich in die dritte Klasse.

Ich fange an, in der Apotheke Salvator zu arbeiten, aber es geht nicht. Weinkrämpfe und schlaflose Nächte. Wenn einer in Uniform die Apotheke betritt, sehe ich die Gestapo vor mir.

Neue Tätigkeit – Privatlehrerin für Sprachen. Die flexible Unterrichtseinteilung ermöglicht mir die entsprechende Aufmerksamkeit für die Herstellung von Ivans Gesundheit.

1947 Ivans Kindheit wieder in normalen Bahnen

Bei den Pfadfindern aufgenommen, neue Kameraden.

1948 Karlsbad, Prag

Während eines Kurzaufenthaltes in Karlsbad treffe ich zufällig, zu meiner allergrössten Überraschung und Freude, meinen Studienkollegen Ingenieur Gabriel Sommer aus Bratislava. Mit ihm verband mich vor 20 Jahren in den Studienjahren an der Universität in Prag eine aufrichtige Freundschaft. Er wollte mich damals gerne heiraten, aber als er um mich anhielt, war ich schon mit Dr. Lefkovits verlobt. Gabriel Sommer blieb ledig. Der Krieg verschonte ihn und seine Familie. Ein Jahr nach dem Karlsbadertreffen heiraten wir.

1956 Ivan legt Abitur ab

Er immatrikuliert sich an der Universität Prag und ergreift das Studium der Chemie.

1960 Ilka emigriert mit Arthur Silvan nach Australien

1961 beendet Ivan das Studium der Chemie und bewirbt sich nach der Promotion an der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in Prag.

1962 heiratet Ivan seine Studienkollegin Hana.

1963 wird mein Enkel Michael geboren.

1965 Ivan erhält ein Unesco-Euratom-Stipendium nach Neapel

1967 verlassen Ivan und Familie die Tschechoslowakei für immer. Ivan tritt eine Stelle im Paul-Ehrlich-Institut in Frankfurt am Main an.

1968 Mein Mann und ich emigrieren

Im Alter von 65 Jahren bekommt mein Mann eine gute Stelle als Patentanwalt bei der Deutschen Metallgesellschaft, Frankfurt am Main.

1969 Ivan und seine Familie übersiedeln nach Basel

Er wird Gründungsmitglied des für Prof. Niels K. Jerne erbauten Basler Instituts für Immunologie.

1974, nach der Pensionierung meines Mannes mit 70 Jahren, ziehen wir nach Freiburg im Breisgau um.

1979 stirbt aus bester Gesundheit mein Mann an einem Herzinfarkt. Dreissig Ehejahre lang war er mir ein sehr guter, lieber Ehemann und unserem Ivan ein liebevoller, sorgsamer Vater, der seine Entwicklung und seinen ganzen Lebenslauf stets in positiver Richtung beeinflusst hat.

1984 Ich ziehe nach Bettingen um, dem Wohnort von Ivan und seiner Familie

1986, nach einer Nierenoperation, fasse ich den Entschluss, meine «Erinnerungen» zu schreiben. Die erste Version ist auf ungarisch geschrieben, und nach und nach übersetze ich die Kapitel in die deutsche Sprache.

1992 Mit Ivan und seiner Familie feiere ich in Prag meinen 88. Geburtstag

Es sind wundervolle, erlebnisreiche und festliche Tage. Ein tief bewegendes Abschlussfest meiner Prager Jahre, an dem die erste und auch die zweite Hälfte meines Lebens an mir vorüberziehen, mich glücklich, wehmütig und dankbar stimmen – trotz allem.

Die Genauigkeit des Buches

Meine «Erinnerungen» haben mehrere Entwicklungsstufen durchgemacht, und das vor mir Liegende weicht in vieler Hinsicht von der ursprünglichen Version ab.

Erstens ist der Originaltext in ungarisch abgefasst, der Sprache, in welcher ich mich am besten ausdrücken kann. Während ich den deutschen Text schrieb, änderte ich einiges ab, und ich bin schliesslich mit dieser Version sogar zufriedener als mit der Originalvorlage.

Zweitens wollte ich eine Reihe von Anregungen von meinen Freunden berücksichtigen, denen ich den ursprünglichen Text zum Lesen gegeben habe. An Hand ihrer Vorschläge habe ich verschiedene Änderungen vorgenommen und diese in die deutsche Version eingebaut. Als Beispiel möchte ich das Kapitel erwähnen, in welchem ich die bei Katica Svaton «eingebetteten» Tage beschreibe. Diese Beschreibung der Ereignisse in jenen Tagen ist zwar präzise, aber ich nützte die Gelegenheit, etwas über meine Familie auszusagen, und zwar nicht nur «who is who», sondern, weil wir zerstreut auf der Flucht waren, auch «who is where».

Drittens war ich stets bemüht, Ungenauigkeiten zu vermeiden und offensichtliche Fehler auszumerzen. Mein Sohn, Ivan, war hier sehr behilflich, aber auch sehr streng. Er hat, soweit möglich, meine Aussagen kontrolliert und nachgeprüft, und als ich auf vieles nichts Besseres als «so erinnere ich mich» wusste, hat er mir vorgeschlagen, es wegzulassen. Ich nenne hier ein Beispiel: Den Todesmarsch von Ravensbrück nach Bergen-Belsen beschreibe ich genau. Nach meinem Erinnerungsvermögen legten wir die ganze Strecke zu Fuss zurück. Ivan hat den Atlas hervorgeholt und mir gezeigt, dass dies unmöglich sei. Da musste also eine wesentliche Strecke auf dem Zug oder auf Lastwagen absolviert worden sein. Wir haben zum Beispiel Baumöhl Zsigi gefragt. Er hatte die Evakuierung von Ravensbrück nach Bergen-Belsen zwei Tage vor uns angetreten, und er weiss ganz genau, dass sie die ganze Fahrt in Viehwaggons absolvierten.

Es gibt aber noch weitere Ungenauigkeiten. Diese betreffen Ereignisse, bei welchen ich nicht dabeigewesen war, zum Beispiel jene, die ich im Kapitel über den Tod meiner Mutter erwähne. Und selbst Ivan, der so auf die Genauigkeit achtet, kann zu seinem Budapester Aufenthalt nicht mehr sagen, als was im Kapitel «Eine Wohltäterin aus reiner Menschlichkeit» steht.

Die Zusammenstellung dieser «Erinnerungen» in der Form, in welcher der Leser das kleine Büchlein in den Händen hält, hat wesentlich länger gedauert, als ich es mir vorgestellt hatte. Aber ich bin auch wesentlich länger am Leben geblieben, als ich es mir je vorstellen konnte.

Ich habe zu meinem 85. Geburtstag von meinem Sohn einen Computer geschenkt bekommen. Damals hielt ich dieses Geschenk für einen Unsinn, denn es schien mir unmöglich, mit diesem Gerät je umgehen zu können. Die Aufgabe, diese «Erinnerungen» zu beenden, war aber für mich so motivierend, dass ich es doch geschafft habe, diese Technik zu beherrschen.

Wir schreiben das Jahr 1994. Vor einem halben Jahrhundert begannen für uns die Verfolgungen. Es ist also verständlich, dass Unklarheiten über manche Ereignisse entstanden sind. Das hier ist keine historische Dokumentationsarbeit. Ich habe die «Erinnerungen» im Andenken an meine bei der Verfolgung umgekommene Familie geschrieben und ihr damit auch die letzte Ehre erwiesen.

Dankeswort

Ich danke Frau Dr. Elisabeth Peterson aus Staufeu (D). Ich schulde ihr sehr viel Anerkennung für ihre grosse, mir so wertvolle Hilfe bei der Übertragung meiner «Erinnerungen» aus der ungarischen Sprache in die deutsche. Ich danke den vielen Freunden, die mir bei der Entstehung dieses Buches behilflich gewesen sind: Frau Magda Stitny, Herrn André Wollner und allen anderen, die mit ihrer positiven Einstellung zu dem damals in Entstehung befindlichen Buche in meiner Unsicherheit aufmunternd auf mich wirkten. Das sind unter anderen: das Ehepaar Dr. Alexander Gordon (Basel), das Ehepaar Prof. Desider Grünberger (New York), Frau Anne Schlesinger (London), Frau Klara Weisstaub (Haifa), Frau Dr. Agata Pilat (Prag), Herr Prof. Tibor Diamantstein (Berlin), Herr Dr. Jehuda Lahav (Tel Aviv und Budapest).

Heutzutage verlangt die Welt: «Entschuldigen und vergessen». Entschuldigen könnte ich nur in eigenem Namen, aber nicht im Namen der Millionen, die in den Tod getrieben wurden. «Vergessen» – sollte die Aufgabe der Zeit sein, leider ist diese Aufgabe nicht immer erfüllt worden.

Die Beschreibung der fürchterlichen Untaten will ich aber nicht ohne einen speziellen Dank beenden. Er gilt den zahlreichen unbekannteu, kleinen Menschen, die mit ihren winzigen, aber damals gefährlichen Wohltaten unseren Glauben, dass Menschlichkeit und Anstand nicht völlig ausgestorben waren, bekräftigten.

Ich möchte noch jemandem meinen Dank aussprechen: Ich möchte der Einheit der englischen Armee danken, die uns befreit hat – nur Stunden vor dem Sterben. Ich weiss genau, dass die Heldentaten der Armee sich anderswo ereignet haben, aber das erste Wasser aus den Zisternenwagen, der Einsatz im Spital, die Kompetenz und das Einfühlungsvermögen der Einzelnen und aller zusammen war Balsam für unsere malträtierten Seelen.

Ich wollte mich auch bei meinem Sohn Ivan bedanken, aber er hat hier zensierend eingegriffen. Statt dessen möchte ich soviel bemerken, dass Ivan es war, der mich zum Schreiben «gedrängt» hat. Ich nehme an, dass

er mit einer psychologischen Arbeitstherapie meine Gehirntätigkeit wachzuhalten beabsichtigte, damit ich dem Altern nicht unterliege. Ich möchte am Ende dieses Dankeswortes festhalten, dass dieses Buch ohne Ivan nicht zustande gekommen wäre.

*Namensverzeichnis von Personen,
die ich in meinen «Erinnerungen» erwähne*

Mg. Ph. Mark Altmann, in Ravensbrück gestorben, seine Frau und seine Tochter überlebten.

Marta Baumöhl, geb. Sommer, in Bergen-Belsen an Typhus gestorben.

Dr. Zigmund Baumöhl, in diesen Erinnerungen Zsigi genannt, damals 7 Jahre alt, jetzt praktizierender Arzt in Effretikon (Schweiz).

Dr. Hugo Benedek, Tierarzt in Presov, und seine ganze Familie überlebten; er ist nach dem Krieg gestorben, Frau Benedek lebt mit ihrem Sohn Juraj in Presov.

Marta Blazek, alleinstehende Dame in Presov.

Maria Boros und ihr Mann Sandor, Prokurist bei der Tatra-Bank in Presov, beide in Ravensbrück umgekommen.

Sarlotte Brody und ihre Tochter, Presov, überlebten.

Dr. Samuel Duschnitz und seine Frau begingen bei der Verhaftung in Presov, im November 1944, Selbstmord.

Mme Elise, Friseurin, lebte mit ihrer damals 94jährigen Mutter in der Wohnung, wo wir ein Versteck fanden; sie wurde mit uns deportiert und ist in Ravensbrück gestorben.

Die Geschwister Engländer und ihre Nichte Agata Berner; die ältere von den Geschwistern, Anna, ist in Ravensbrück gestorben. Lorant Fésüs, Apotheker, wurde zusammen mit seiner Frau und den zwei Kindern, Paul (14) und Katica (7), in Kremnica (Slowakei) von den Nazis erschossen.

Klara Fischer, die Nichte von Frau Dr. Friedmann-Mayer, damals ein junges Mädchen, jetzt verheiratet mit Herrn S. Weisstaub, lebt in Haifa.

Dr. Helene Friedmann-Mayer, Kinderärztin, überlebte Auschwitz, nach 1968 ausgewandert nach Israel, wo sie 1992 im Alter von 88 Jahren gestorben ist.

Frau Dr. Elisabeth Grosswirth-Weiner und ihre zwei Töchter.

Das Ehepaar György waren unsere Freunde, mit denen mein Mann nach

Budapest flüchtete; sie blieben am Leben.

Frau Dr. Kissoczy, geb. Csatory, Ehegattin des Primär Arztes in Presov.
Dr. Jehuda Lahav (Stephan Weiszlovits), Journalist, jahrzehntelang in Israel, jetzt in Budapest tätig.

Vera Markus, damals 14jährig, überlebte, Gymnasiallehrerin, lebt jetzt in Budapest.

Frau Mayer aus Bratislava überlebte.

Frau Dr. B. Müller, «Schönheitskönigin», in Ravensbrück an Dysenterie gestorben.

Dr. Ludovit Pfeiler, gewesener Inhaber der Apotheke in Presov, wo ich zuletzt arbeitete. Mitglied der deutschen Partei.

Dr. Odon Propper, Cousin meiner Mutter, lebt mit seiner Familie in Budapest.

Frau Olga R. war eine alleinstehende Dame; ihr Lebensziel war den Verfolgten zu helfen. Nach dem Krieg ist sie an TBC gestorben.

Dr. Theophil Rosenberg und seine Frau, Presov, beide umgekommen.
Manci Skalny hat vielen Menschen geholfen, lebte in Bratislava, jetzt in Köln.

Serene Sommer, die Mutter von Marta Baumöhl, in Ravensbrück an Dysenterie gestorben.

Josef Stracensky, Zahntechniker, dem wir viel Gutes verdanken, lebt mit seiner Familie in Presov.

Katica Svaton, alleinstehende Dame, Schneiderin, lebt in Presov. Pater Titus, unser Taufvater in Presov, lebt wahrscheinlich nicht mehr.

«Walter», ein junger Mann, aus einem rumänischen Transport geflüchtet, hatte mit uns ein gemeinsames Versteck, wahrscheinlich umgekommen.

Dipl. Ing. Desider Weiszhaus überlebte, seine Frau Ilonka Grün und Sohn Jani (13) in Ravensbrück umgekommen.

Zu den Bildern

Mit einigen Bedenken übernehme ich die Aufgabe, diese Bilddokumentation mit einigen Worten einzuleiten. Der Leser hat sich in der Zwischenzeit an den kleinen Ivan gewöhnt, und die Zeilen des Erwachsenen werden möglicherweise störend wirken. Aber der Hintergrund der Aufnahmenbeschaffung benötigt doch einen flüchtigen Kommentar.

*Als meine Mutter dabei war, die Familienbilder für das Buch auszuwählen, hat sie bemängelt, dass aus den Bildern *eine heile Welt ausstrahlt*, die nur schlecht zum Buchinhalt passt. Ich habe mich anboten, eine Fotodokumentation über Bergen-Belsen zu besorgen. Ich meinte, dass die Aufnahmen, die die Befreiungseinheiten des britischen Armeekorps von uns gemacht hatten, in irgendeinem Archiv aufbewahrt sein müssten. Mein Kollege Peter Lachmann, Professor der Pathologie in Cambridge, hat mir Kontakt zu Herrn Brad King vom «Film Department» des «Imperial War Museum» in London vermittelt. Von Herrn King habe ich erfahren, dass es 17 Filmbänder (Spulen) gibt, die von den ersten Stunden der Lagerbefreiung an die Geschehnisse aufzeichneten. Herr King reservierte für mich die Filmprojektionskabine, und im Juli 1992 konnte ich mir die Streifen anschauen.*

Meine Frau kam mit nach London, weil sie in der Nähe sein wollte; sie war sich nicht im Klaren, wie sich die Bekapitulierung der Geschehnisse auf mich auswirken wird.

Ich habe mir alle Filme angeschaut, oft den Film gestoppt, die Position der Bildsequenzen notiert (für spätere Beproduktion), und in drei Tagen habe ich den ganzen Horror bewältigt.

Ich habe fast alles wieder erkannt, und es war schlimm, unbeschreiblich schlimm – aber trotzdem war ich imstande, mir alles ohne Überwindung anzuschauen. Nicht nur das, mit fortschreitenden Bildsequenzen wurde ich wahrhaftig süchtig, ich konnte nicht aufhören, bis ich alles gesichtet habe. Und einige Filmbänder nochmals und nochmals.

Damals waren wir zu schwach und zu apathisch, um uns um etwas anderes als um unseren Hunger und Durst zu kümmern. Jetzt war die Gelegenheit da, alles zu sehen. Die Kamera schwenkte von links nach rechts und wieder zurück, und ich war dabei. Wir haben damals gesehen, dass die SS die Toten – unter Aufsicht der Briten – auf die Lastwagen aufgeladen haben, aber wohin man die Toten brachte, wussten wir nicht. Jetzt konnte ich es sehen.

Auch das Abbrennen des Lagers haben wir damals nicht mitbekommen, weil wir sehr krank waren. Jetzt habe ich – mit Herzklopfen – diesem Ereignis beiwohnen können und es als die Vertreibung des Bösen deuten können.

Es blieb nicht nur bei dieser Gesamtdokumentation; ich habe auch etwas sehr Persönliches gefunden – eine Aufnahme meiner Mutter und ihrer Schwester Ilka. Die Gesichter sind so entstellt, dass ich die Identität mehr erahnt als erkannt habe.

Das ist eigentlich alles, was ich zur Entstehung dieser Bilddokumentation zu sagen habe. Vielleicht noch etwas: Mit der Befreiung hat das grosse Sterben nicht aufgehört – Tausende starben täglich, später «nur» Hunderte, und es kam endlich der Tag, an dem keiner mehr starb. Eine Bildsequenz zeigte den Lazaretteingang, und da war mit der Kreide auf der Wandtafel vermerkt: «Heute zum ersten Mal kein Toter». Und das Ereignis hat man gefeiert. Das Leben und der Tod haben wieder den normalen Stellenwert erhalten.

Ivan Lefkovits



Abb. 6: KZ Bergen-Belsen.

Abb. 7: Die KZ-Lagerkommandanten Ilse Grese und Josef Kramer nach der Verhaftung.

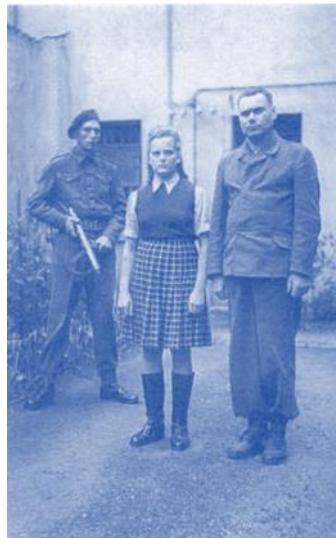




Abb. 8: Bei der Befreiung lagen Tote überall: auf den Wegen ...

Abb. 9: ... auf Halden ...

Abb. 10: ... und im Wald.

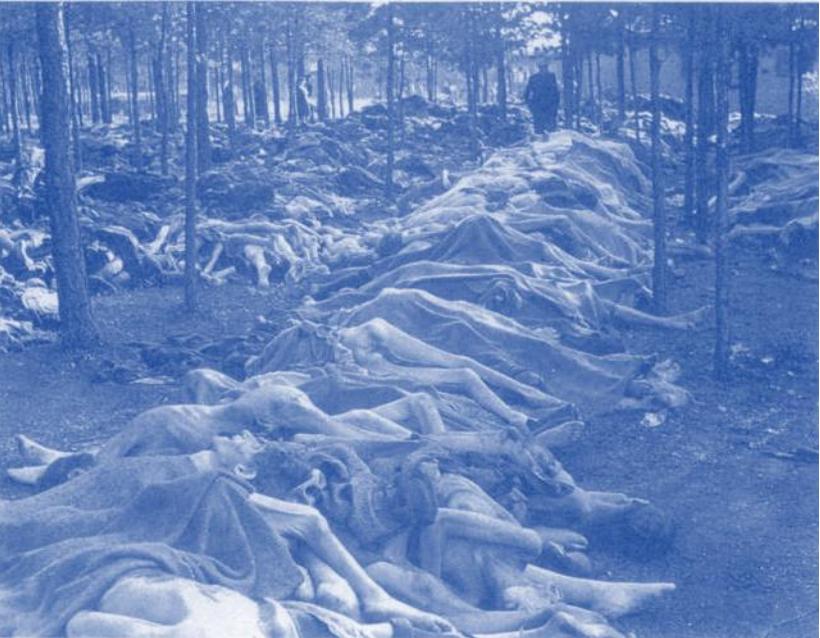




Abb. 11: Das wichtigste Merkmal der Befreiung: Wasser.

Abb. 12: Das erste Essen. Alles noch in dem hoffnungslos verseuchten Lager. Noch keine Trennung zwischen den Überlebenden und den Toten.





Abb. 13: Die Leichen werden auf die Lastwagen geladen.

Abb. 14: Die SS-Männer und -Frauen tragen die Leichen zu den Gräbern.





Abb. 15: Das Grab ist voll – 5'000 Leichen genau.



Abb. 16: Eine Messe wird abgehalten und das Grab zugeschüttet.

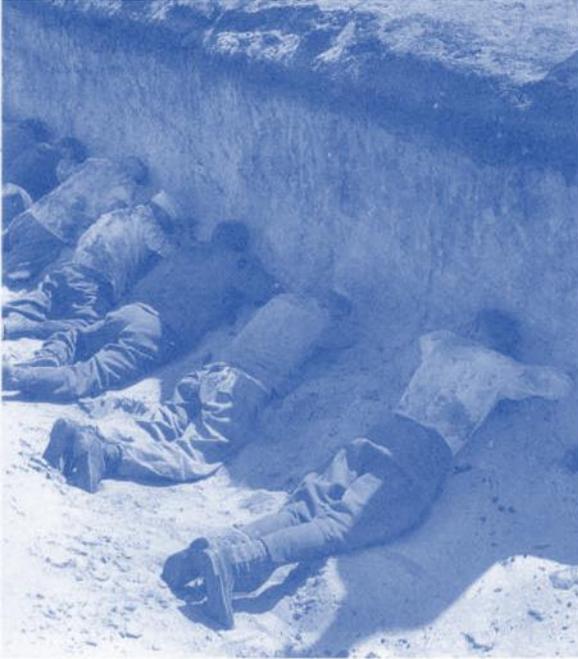


Abb. 17: Die SS-Männer dürfen sich auf dem Boden des Gemeinschaftsgrabes jeweils einige Minuten ausruhen.

Abb. 18: Die Pietät muss weichen. Eine Typhusepidemie ist in vollem Gange. Die Toten müssen begraben werden. Sie werden mit Bulldozern ins Grab geschoben.





Abb. 19: Die Bürgermeister von Celle und den umgebenden Gemeinden bei der befohlenen Besichtigung der Gräber.

Abb. 20: Wir warteten auf die Verlegung ins Lazarett: meine Schwester Ilka (rechts) und ich (in der Mitte).

Abb. 21: Auf der Bahre werden wir aus der Baracke hinausgetragen.

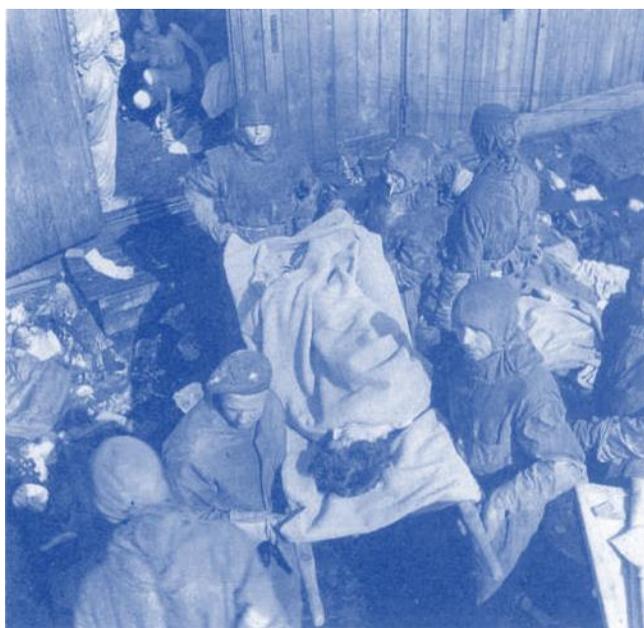
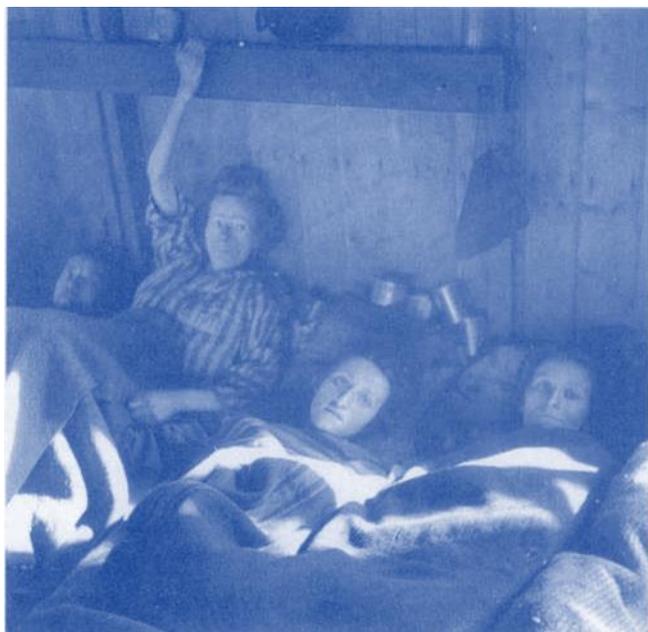




Abb. 22: Die Ambulanz wartet. Rechts die Bekleidung, die hierauf der Halde bleibt und dann verbrannt wird.

Abb. 23: Wir werden in die Ambulanz gebracht.





Abb. 24: *Wir warten auf die Aufnahme ins Lazarett.*

Abb. 25: *Wir werden entlaust und desinfiziert.*

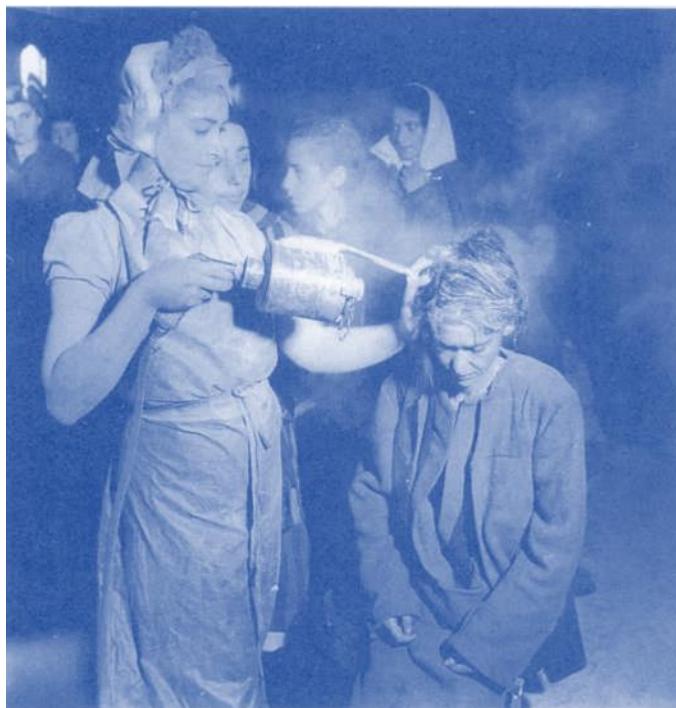




Abb. 26: Die Waschsäle
– Human Laundry.

Abb. 27: Ob Diätessen oder
kalorienhaltige Suppen, alles
geht schnell und ist sehr gut.





Abb. 28:
Die zum Lazarett umfunktionierte SS-Panzererschule.

Abb. 29: *Wunderbar weiche, saubere Betten.*

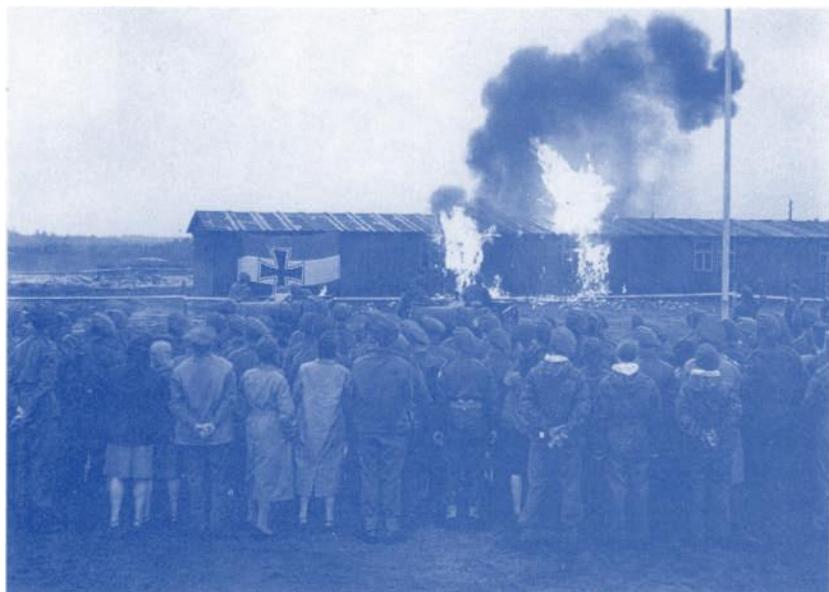




Abb. 30: 96 Medizinstudenten aus England helfen bei der Evakuierung und im Lazarett.

Abb. 31: Abbrennen des verseuchten Belsen-Lagers. Dies haben wir nicht mit eigenen Augen gesehen. Wir waren in einem einige Kilometer entfernten Lazarett.

Abb. 32: Es war eine feierliche Zeremonie, mit vielen Zuschauern, britischer Armee, *Rotem Kreuz* und den Ex-Häftlingen, die bei Kräften waren.



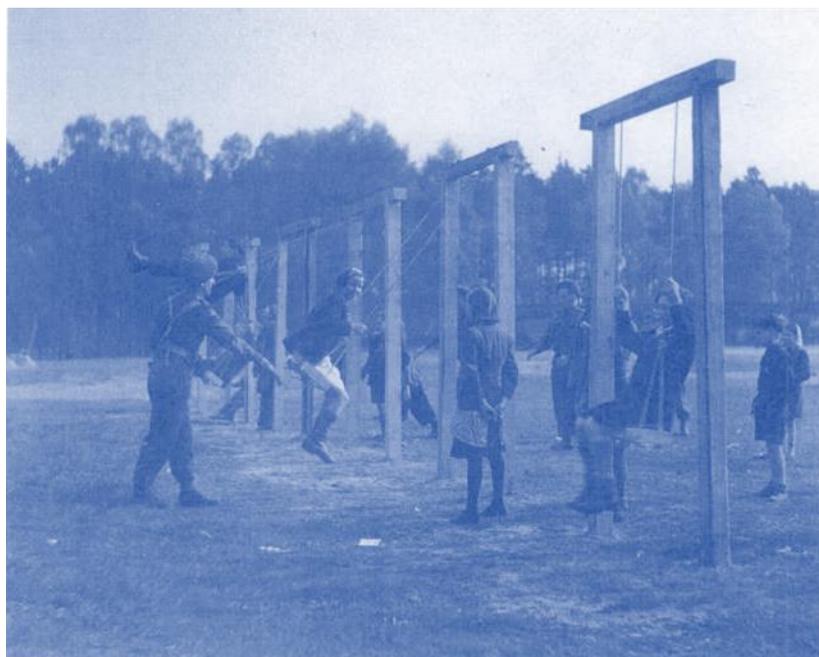




Abb. 33: Die Kinder haben sich schnell erholt. Zeichnen war nicht nur ein wichtiges Ausdrucksmittel für die Kinder, sondern auch ein Verständigungsmittel in der Sprachengemeinschaft.

Abb. 34: Diese Kinder haben die Eltern verloren. Englische Soldaten haben für sie Spielplätze eingerichtet.

Abb. 35: Waisenkinder zwei Monate nach der Befreiung.



Abb. 36: Blick auf die deutschen Städte während der Rückreise in unsere Heimat.

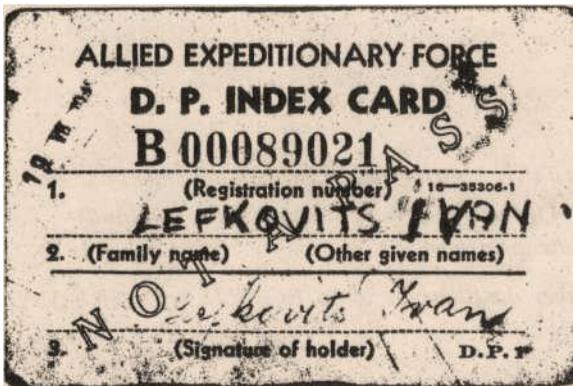
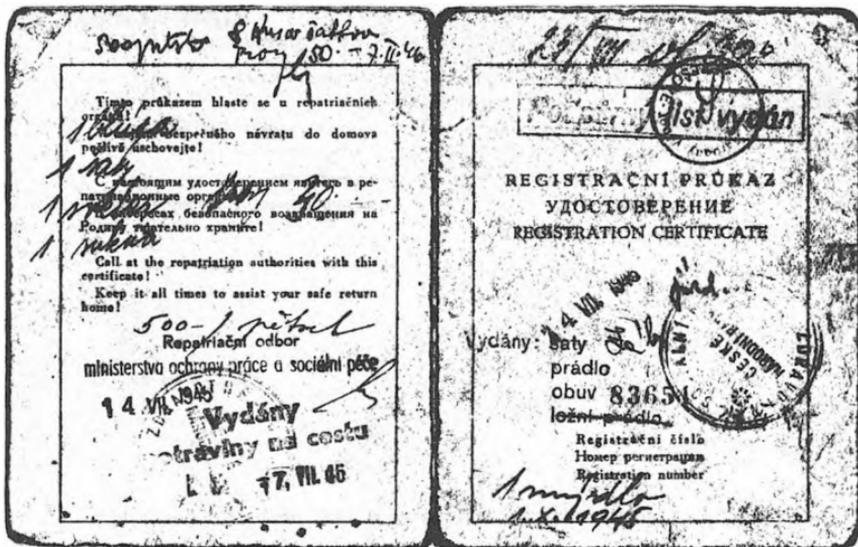


Abb. 37:
Ein wichtiges Dokument: die von der britischen Kommandantur ausgestellte Kennkarte.



ČESKOSLOVENSKÝ REPATRIACNÍ ÚRAD
ЧЕХОСЛОВАККИЙ РЕПАТРИАЦИОННЫЙ ОРГАН
CZECHOSLOVAK REPATRIATION OFFICE

Iran

Jméno a příjmení:
FAMILIALE NA ME: *Lefkovic*
Family name:

Den, místo narození: *21. I. 1937*
Год, месяц, день и место рождения: *Prácheň*
Date, place and country of birth:

Revizní:
Заметки:
Observation:

Bergen - Belzen

STRAVOVÁNÍ REPATRIANTŮ
ИЗЪЯТИЕ ВЪЗРАЖЕ
Jméno: *Lefkovic Ivan* Pension *OKR*
Místo narození:
№: *2.1.1.34* Číslo: *1069* *WCAV*
Prácheň, Zimní 42 - Tel. 204-87

S								Jiřího na cestu
O								Pozn.:
V								

Noch: _____

Tato legitimace pozbývá platnosti, není-li pevně spojena s registračním průkazem, který si každý musí opatřit nejdříve do 24 hodin po přjezdu na repatričním odboru ministerstva ochrany práce a sociální péče v Praze II., Hybernská 2.

105

Abb. 38: Die «Repatriierungsausweise» von mir und Ivan. Sie sind mit vielen Stempeln versehen und enthalten die Vermerke, dass wir u. a. ein Kleid, einen Pullover, Unterwäsche und Schuhe sowie Reiseproviant erhalten haben. Sie wurden vermutlich am 7. Juli 1945 durch die tschechischen Behörden ausgestellt.



COMITE INTERNATIONAL DE LA CROIX-ROUGE *Abgeleget*

SERVICE INTERNATIONAL DE RECHERCHES
3548 Arolsen - République Fédérale d'Allemagne

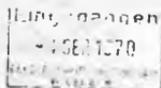
INTERNATIONAL TRACING SERVICE
3548 Arolsen - Federal Republic of Germany

INTERNATIONALES SUCHDIENST
3548 Arolsen - Bundesrepublik Deutschland

HH

Telephone: Arolsen (0569) 637 - Telegrams: ITS Arolsen

Arolsen, den 2. September 1970



Unser Zeichen
T/D - 962 793

Betrifft: LEFKOVITS, Ivan, geboren am 21.1.1931 oder 1937 in Presov

Sehr geehrte Herren!

Der nachstehende Bericht ist eine offizielle Erkundung unserer Inhaftierungs- und Aufenthaltsbescheinigung Nr. 481396

LEFKOVITZ, Ivan, geboren am 21.1.1937, Staatsangehörigkeit: tschechoslowakisch, wurde am 28. November 1944 von Preschau/Slowakei in das KZ-Havensbrück eingeliefert, Räftlings-Nummer 88742
Kategorie oder Grund für die Inhaftierung: "polit." (politisch)
"Jude".

Gepriifte Unterlagen: Zugangsliste des KZ-Havensbrück.

Hochachtungsvoll

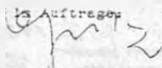
In Auftrag

A. Opitz

Abb. 39 und 40: Der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes mit Sitz in Arolsen (D) verfügt über wichtige Archivadokumente aus dem Zweiten Weltkrieg. Wir wollten eine möglichst komplette Liste von unseren Verwandten, Freunden und Bekannten erstellen. Wir konnten jedoch lediglich ein paar spärliche Angaben über uns selbst erhalten.



SERVICE INTERNATIONAL DE RECHERCHES
INTERNATIONAL TRACING SERVICE
INTERNATIONALER SUCHDIENST

D - 3548 AROLSEN

Tel. (03 661) 6037 - Telegr.-Adr. ITS Arolsen

Notre Ref
Our Ref
L'Indic. Az

770 - 284 165

Votre Ref
Your Ref
Ihr Az

Arolsen den 8. Juli 1987

EXTRAIT DE DOCUMENTS

Il est certifié par la présente que les indications suivantes sont conformes à celles des documents originaux en possession du Service International de Recherches et ne peuvent en aucun cas être modifiées par celui-ci

EXCERPT FROM DOCUMENTS

It is hereby certified that the following indications are cited exactly as they are found in the documents in the possession of the International Tracing Service. It is not permitted for the International Tracing Service to change original entries.

DOKUMENTEN-AUSZUG

Es wird hiermit bestätigt, daß die folgenden Angaben den Unterlagen des Internationalen Suchdienstes originalgetreu entnommen sind. Der Internationale Suchdienst ist nicht berechtigt, Originaleintragen zu ändern.

Nom
Name
Name
LEFKOWITSCH -/-

Prenoms
First names
Vornamen
Paul -/-

Nationalité
Nationality
Staatsangehörigkeit
tsechoslowakisch -/-

Date de naissance
Date of birth
Geburtsdatum
1.5.1930 -/-

Lieu de naissance
Place of birth
Geburtsort
nicht angeführt -/-

Religion
Religion
Religion
nicht angeführt -/-

Noms des parents
Parents names
Namen der Eltern
nicht angeführt -/-

Profession
Profession
Beruf
nicht angeführt -/-

Dernière adresse connue
Last known residence
Zuletzt bekannter Wohnort
nicht angeführt -/-

Etat civil
Marital status
Familienstand
nicht angeführt -/-

Arresté le
Arrested on
Verhaftet am
nicht angeführt -/-

in
in
in
nicht angeführt -/-

par
by
durch
nicht angeführt -/-

Emprisonné
Confined
Eingekerkert
in Konzentrationslager Ravensbrück -/-

No. de détenu
Prisoner's No.
Häftlingsnummer
12477 -/-

Le
On
am
siehe Bemerkungen -/-

venant de
coming from
von
nicht angeführt -/-

par
by
durch
nicht angeführt -/-

Catégorie
Category
Kategorie
"Jud." (* Jude) -/-

Transféré
Transferred
Überstellt
am 4. April 1945 zum Konzentrationslager Ravensbrück/Schonungslager
Mittwerde. -/-

Indications complémentaires
Further indications
Weitere Angaben
keine -/-

Remarques du SIR
Remarks of the ITS
Bemerkungen des ITS

Nach den Feststellungen, die wir treffen konnten, wurde die Häftlingsnummer 12477 des Konzentrationslagers Ravensbrück zwischen dem 11. November und 28. November 1944 ausgegeben. -/- "Mittwerde" (sein vermeintlicher Ort) war ein Deckname, der seitens der SS verwendet wurde, um eine Vernichtungskaktion in der Gestapo zu tarnen. -/- Abweichungen der Anfrage siehe Rückseite.

C. Biedermann
Direktor

K. Greulich
für die Archive

A. 1234

* Explication du SIR * Explanation of the ITS * Erklärung des ITS

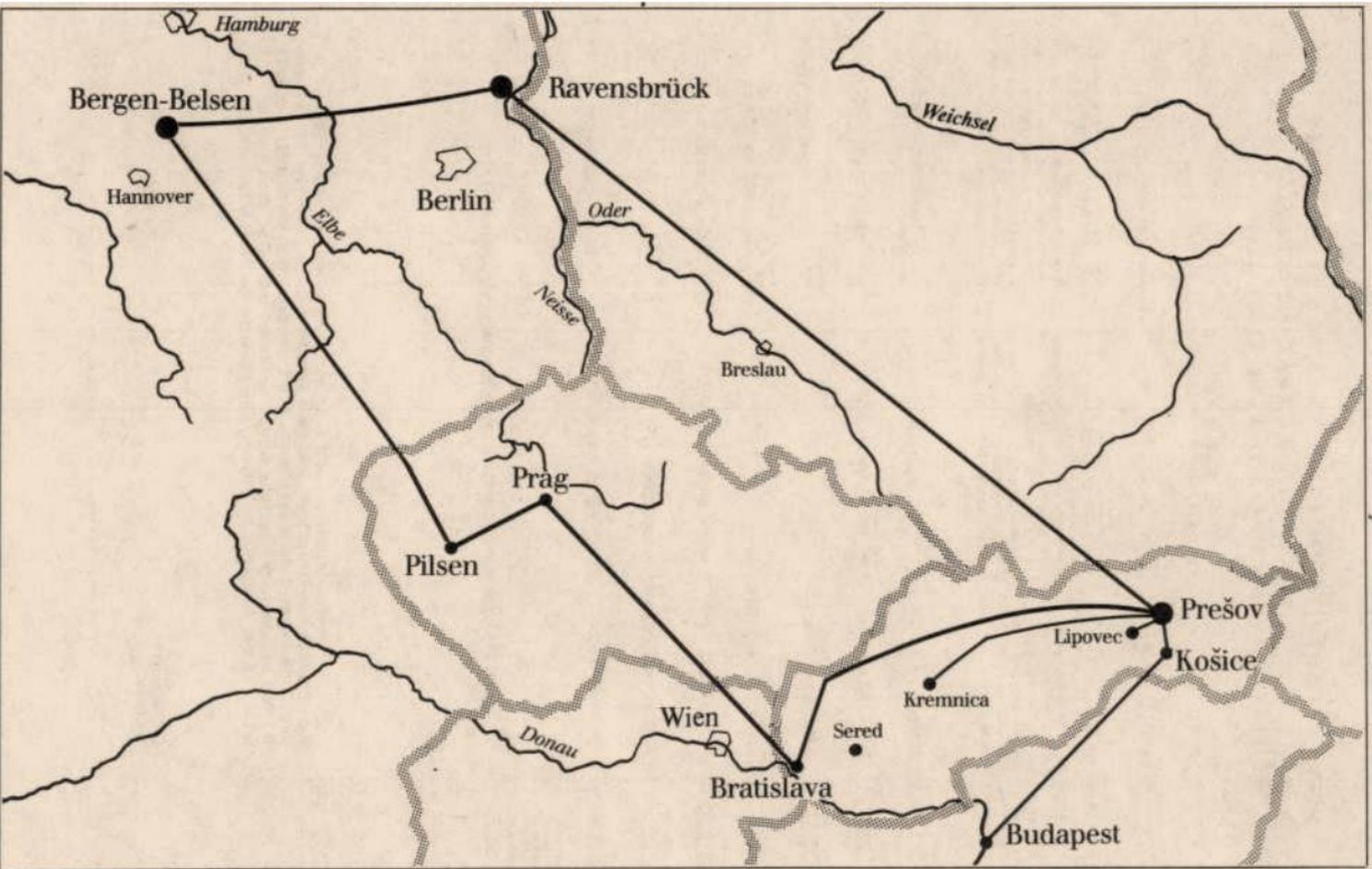


Abb. 41: Stationen unserer Verfolgung: der Ausgangspunkt Prešov, die zwei Konzentrationslager Ravensbrück und Bergen-Belsen.

Bildnachweis

Abb. 1-5, 37-40: Privatbesitz

Abb. 6-36: Imperial War Museum, London (aus [englischer Nachbearbeitung](#))